

Mitteilungen  
der Gottfried-Benn-Gesellschaft e. V.

Heft 22  
9. Jahrgang / 2022

Wiederentdeckte Wertungen



*Gottfried Benn*  
**GOTTFRIED-BENN-GESELLSCHAFT e.V.**

ISSN 2627-6437

Lutz Tygör: Wiederentdeckte Wertungen zum frühen Werk Gottfried Benns.  
In: Mitteilungen der Gottfried-Benn-Gesellschaft e. V., Heft 22, 9. Jahrgang / 2022

## **Impressum**

ISSN 2627-6437

Redaktion und Layout: Dr. Peter Lingens

Inhalt, Form, Zitierweise sowie Nachweise der Rechteinhaber von Textzitatzen verantwortet der Autor. Foto auf S. 35: Harald Hirsch, Potsdam

Umschlag: Nachbildung des Benn-Portraits von Else Lasker-Schüler, 1913 (Peter Reinke, Osnabrück)

Druck: dokuPrint, Frankfurt am Main

Das Copyright liegt beim Autor sowie bei der Gottfried-Benn-Gesellschaft e. V., vertreten durch den Ersten Vorsitzenden.

E-Mail: [info@gottfriedbenn.de](mailto:info@gottfriedbenn.de)

Internet: [www.gottfriedbenn.de](http://www.gottfriedbenn.de)

Postanschrift:

Gottfried-Benn-Gesellschaft e. V.

c/o NUK – Dr. Stefan Muffert

Gustav-Adolf-Str. 8

97422 Schweinfurt

# Wiederentdeckte Wertungen zum frühen Werk Gottfried Benns

Lutz Tygör

## Vorwort

Bei der Beschäftigung mit verschiedenen Fragestellungen zu Leben und Werk Gottfried Benns – auch durch Zufälle im Zusammenhang mit meiner Arbeit als Bibliothekar – hatte ich etliche Mal das Gefühl, mit einschlägigen Quellen Berührung zu haben, die bisher nicht, oder wenig beachtet wurden. Auf den zweiten Blick stellten sich jedoch die meisten als bekannt heraus. In den entsprechenden Bibliographien Edgar Lohners (1919–1975) bzw. Timm Zenners zum Oeuvre Benns ließ sich das belegen.

Es blieb ein kleines Häuflein von „Neuem“ übrig, das nach einem Abgleich mit der sehr detailreichen Arbeit von Patrick Harold Woodsworth (1946–2019) „Gottfried Benn im Spiegel der Kritik 1912–1938“ nochmals schrumpfte. Alle in diesen Verzeichnissen bereits aufgeführten Werke sind mit der Fußnote „Zenner, S.“, respektive „Woodsworth, S.“ versehen.

Trotzdem scheint es mir sinnvoll, die verbliebenen „Funde“ dem öffentlichen Diskurs zur Verfügung zu stellen, da sie interessante Aspekte aus der ersten Lebens- und Schaffensphase berühren und Benns heutige Rezeption beeinflussen dürften. Das hier angewendete Verfahren möge alle Leser dieser „Zusammentragung“ zu Kritik herausfordern, aber auch dazu animieren, selbst bisher Unbeachtetes in den Diskurs einzubringen.

## Eröffnung

Beginnen möchte ich mit einem Detail aus der Frühphase von Benns Schaffen, mit einer kleinen Fehlerberichtigung des bedeutenden Literaturkritikers **Alfred Kerr** (1867–1948) an sich selbst oder besser an der, allerdings von ihm herausgegebenen, literarischen Halbmonatsschrift „Pan“. Kerr arbeitete zu der Zeit für die Berliner Zeitung „Der Tag“. Von Gottfried Benn hatte er am 8. August 1912 im Heft 38 von „Pan“ unter anderem den Nachdruck des Gedichts „Café“ (d. i. Nachtcafé II<sup>1</sup>) herausgegeben. Die Erstveröffentlichung war da bereits im März desselben Jahres in „Morgue und andere Gedichte“ erfolgt.<sup>2</sup> Und gleich von diesem ersten Nachdruck war Ungewolltes zu berichtigen.<sup>3</sup> Die von Kerr im Folgeheft 39 des „Pan“ veröffentlichte Korrektur: „Benns Gedicht ‚Café‘ in Heft 38 ist durch zwei häßliche Druckfehler entstellt, die nur in einem Teil der Auflage berichtigt werden konnte. Statt Erni Degele

---

<sup>1</sup> vergl. SW II, S. 38, 39

<sup>2</sup> vergl. Zenner, S. VII

<sup>3</sup> vergl. SW II, S. 234, 235

Polisander heißt es beide Male nur ‚Erni‘[...]“.<sup>4</sup> Der Fauxpas von 1912 wird dann 1920 von **Hans Reimann** (1889–1969) wieder aufgewärmt. Dem schien es wert, diesen „Schnitzer“ erneut in das Bewusstsein der Leser zu bringen, indem er die Zitate in „Die Kloake, ein heikles Lesebuch“ dokumentierte. Reimanns Anliegen war, mit diesem „Lesebuch“ den Zeitungsleser zu schulen. Man sollte mit „Die Kloake“ lesen lernen: „Wir können es nicht mehr. Es gibt zu viele Zeitungen.“<sup>5</sup> So enthält die Zweitveröffentlichung neben der frühen Kritik am schludrigen Abdruck von Benns Gedicht auch die Selbstberichtigung Alfred Kerrs, als einem von Benns frühen Publizisten, Jahre später erneut aufgedeckt durch Hans Reimann in eben jenem Lesebuch „Die Kloake“.

War diese Berichtigung einer falschen, vielleicht auch einer von Benn bereits verworfenen Übernahme des Originaltextes geschuldet, meldeten sich von Anfang an kritische Stimmen zu den Schriften Benns selbst.

### **Benn – ein Jude?**

Auf Benns Veröffentlichung von „Karandasch“ in „Weiße Blätter“ vom Mai 1917 (seit 1915 von René Schickele herausgegeben) gab es 1919 eine stark ablehnende Reaktion, die heute vergessen scheint. Es handelt sich um einen massiven Angriff in Form einer kleinen Monografie. Zur Kritik meldete sich ein Berufskollege Benns, Dr. **Gaston Vorberg** (1875–1947). Dieser war Mediziner und Sexualwissenschaftler und darüber hinaus sehr um die Erhaltung der deutschen Sprache bemüht. Neben vielen medizinischen Texten verfasste er folgende kleine, aufklärerische Schrift „Sprachverderber und Schwätzer: Ein Weckruf“, die im Umfang von 23 Seiten in München im Verlag von Josef Mayinger erschien. Zielgruppe waren nicht: „jene ‚Künstler‘, die vom Geiste der deutschen Sprache keinen Hauch verspürt haben – das wäre verlorne Liebesmüh‘; sie sind vielmehr für den Strauchelnden bestimmt, die, unschlüssig in ihrer Schreibweise, den Weg zu unsern großen Dichtern und Denkern zurückfinden sollen.“<sup>6</sup> Anschließend entfaltet Vorberg eine „Blütenlese aus Tageszeitungen und Wochenschriften“<sup>7</sup> und konstatiert, dass „die Sprachsudeleien, auch schon längst in die Bücher übergegangen“<sup>8</sup> sind. Ob Vorberg Benn für noch rückbesinnungsfähig hielt, wissen wir nicht. Er ist aber einer der wenigen im Buch namentlich Genannten und wird dem Leser als krönender Abschluss des Buches serviert. (siehe Anhang, Nr. 1)

Vorberg hat sicher gewusst, dass Benn durchaus fähig war in brillanter Sprache zu schreiben und es muss ein ganz anderer Ärger als Grund angenommen werden. Die Urheber der angeprangerten Unarten im Gebrauch der

---

<sup>4</sup> Kloake, S. 10

<sup>5</sup> Kloake, S. XV

<sup>6</sup> Vorberg, S. 3/4

<sup>7</sup> ebenda

<sup>8</sup> ebenda

deutschen Sprache verbarg Vorberg hinter der Figur des „Schmock“. Schmock ist ursprünglich eine aus dem Jiddischen stammende, abwertende Bezeichnung, unter anderem für leeres Gerede und Geschwätz. Vorlage bot ihm wohl auch die Kunstfigur eines Theaterkritikers aus Moritz Lederers „Freund Schmock der Kritikus“ von 1917.<sup>9</sup> In Vorbergs Büchlein treten außer Benn nur der Theaterkritiker Manfred Georges,<sup>10</sup> ein Dichter namens H. E. Jacob<sup>11</sup> und ein weiterer Dichter, der angeprangert und auch verhöhnt wird als „Augustus (der Erhabene!) Schmehl“<sup>12</sup> namentlich auf.

Vorberg kritisiert zunächst die Sprache in Tageszeitungen und Wochenschriften, nimmt auch den französischen Kriegsgegner ins Visier, dann die Zunft der Rezensenten und Dichter. Er bezweifelt eine gesunde Bewusstheit des Dichters August Stramm (1874–1915) in dessen Gedicht „Feuertaufe“, ohne dessen Namen zu nennen. Stramm ist da bereits im Krieg gefallen. Im letzten Abschnitt des Traktats wendet Vorberg seine Aufmerksamkeit den Autoren aus den Reihen der Mediziner zu. Er widmet sie dem Verfasser des Dramas „Karandasch“, den er als „Herr Gottfried Benn“<sup>13</sup> betitelt und der ihm wie der Bewohner eines Irrenhauses scheint.<sup>14</sup>

Im Anschluss liefert er eine Aneinanderreihung von Stichproben aus Benns Text. In willkürlicher Zusammenschiebung des Ursprungstextes schwelgt Vorberg in den Wortschöpfungen Benns. Und er moniert vor allem die Länge des ungeliebten Sprachflusses, ruft sich den Leser seiner Zeilen verständnissuchend zu Hilfe: „In dieser Tonart geht es auf neunzehn Seiten weiter, Leser! Neunzehn Seiten!“<sup>15</sup>

Vorbergs Resümee: „Für den Irrenarzt sind solche Geisteserzeugnisse nichts Neues, doch daß sie in einer Monatsschrift veröffentlicht wurden, die René Schickele – der Verfasser vom „Hans im Schnakenloch“ – herausgibt, das ist ein betrübendes Zeichen der Zeit!“<sup>16</sup> Und als Gleichnis, für alle verständlich, formuliert Vorberg: „Uns ekelt vor einer Speise, die mit schmutzigen Händen bereitet worden ist, sollte es uns auch nicht mit Ekel und Abscheu erfüllen, wenn jemand die Muttersprache, das heiligste Volksgut, schändet?“<sup>17</sup>

Zu Vorbergs Buch erschienen bis Februar 1918 zahlreiche positive Rezensionen in der Tagespresse, so in der „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“, der „München-Augsburger Abendzeitung“, der

---

<sup>9</sup> vergl. Lederer

<sup>10</sup> vergl. Vorberg, S. 13

<sup>11</sup> vergl. ebenda

<sup>12</sup> ebenda, S. 16

<sup>13</sup> ebenda, S. 21

<sup>14</sup> vergl. ebenda

<sup>15</sup> ebenda, S. 22

<sup>16</sup> ebenda

<sup>17</sup> ebenda

„Deutschen Tageszeitung“ und in der „Wahrheit“.<sup>18</sup> „Möge das Buch überall seine Wirkung tun“ wünscht der Rezensent und empfiehlt es auch wegen seiner „knappen Dringlichkeit (dank dieser Kürze läßt es sich leicht ins Feld schicken)“.<sup>19</sup>

In einer Buchbesprechung im Wochenblatt „Die Wahrheit“ vom 26. Januar 1918 äußert sich ein Anonymus unter der Schlagzeile „Pfui!“ perfide antisemitisch: „In seinem sehr lesenswerten Büchlein „Sprachverderber und Schwätzer“ (München bei Josef Mayingen) gibt Dr. Vorberg ungemein reizvolle Proben aus dem Juwelenschrein allerneuester auch deutscher Zeitungsschreiberei. Vorberg sagt u. a.: Was soll man aber zu einem deutschen – Dichter sagen, Augustus, (der Erhabene!) Schmehl (Schmuhl? Die Schriftleitung.) genannt, der in unerträglichem Kauderwelsch in einem „Weltblatt“ (der „Frankfurter Zeitung“) vor unseren Feinden auf dem Bauch rutscht.“<sup>20</sup> (siehe Anhang, Nr. 8)

Auch ein weiterer Rezensent von „Sprachverderber“, der sehr populäre Autor **Ludwig Thoma** (1867–1921), hieb in dieselbe Kerbe wie Vorberg. Dieser Schriftsteller und Satiriker des bayrischen Alltags stellt sich in seinem Text „Die Deutsche Muttersprache“ vom Januar 1918 hinter den „Sprachretter“ Vorberg. Dabei übertrifft er diesen noch hinsichtlich der Intensität antisemitischer Ausfälle. Nur wenig getarnt schreibt er über „Galizische Sprachverhunzung“,<sup>21</sup> gipfelnd in: „Ein organisiertes Schandschrifttum zur Versauung der deutschen Sprache.“<sup>22</sup>

Thoma zitiert ebenfalls August Stramms Gedicht „Feuertaufer“ als Negativbeispiel und entrüstet sich: „Das stand im ‚Sturm‘. ‚Die Aktion‘ bringt das gleiche. Noch Gemeineres bieten die ‚Weißen Blätter‘, das als Organ der Drückeberger in der Schweiz erscheint.“<sup>23</sup> Und schließlich ruft er zur Selbstjustiz am „Schmock“ auf, dem Zeitungsjournalisten, und am „sogenannten Dichter, [der] Kauderwelsch erfunden, das einer Gaunersprache ähnelt, mit unserer Muttersprache jedoch nichts mehr gemein hat.“<sup>24</sup> „[...] ‚geistige Führer‘ aus den Ländern östlich der Weichsel, die ihre Unfähigkeiten hinter neuen Wortverbildungen verstecken [...], die ‚Steinheimer‘ und ‚Warschauer‘ [...] irgendwie müsste man sie mißhandeln, bis sie Aengste knatterten“,<sup>25</sup> formuliert Thoma. Benn wird bei Thoma nicht persönlich genannt. Aber der Hinweis auf die Schuld der Dichter, auch die Nennung der Periodika-Namen, in denen sie

---

<sup>18</sup> vergl. Zeitschrift Sprachverein 1918 Nr. 3, S. 52

<sup>19</sup> ebenda

<sup>20</sup> Wahrheit, 26.01.1918, S. 3 – Die falsche Schreibung Mayingen mit *n* in der Quelle!

<sup>21</sup> Der Sammler, 10.01.1918, S. 1

<sup>22</sup> ebenda

<sup>23</sup> ebenda

<sup>24</sup> ebenda

<sup>25</sup> ebenda

publizieren, war wohl als bleibende Stigmatisierung gedacht, auch für Gottfried Benn. (siehe Anhang, Nr. 2)

Thomas „Muttersprache“, aber insbesondere der Fund von Vorbergs „Sprachverderber“ von 1917 sind neue Beispiele von frühen, teils unsachlichen, kritischen Stimmen zu Gottfried Benn und deren weite Verbreitung.

Welche Spuren solche Rezensionen in den Köpfen der Leser hinterließen, lässt sich erahnen. Jedoch auch eingeführte Werke von Literaturwissenschaftlern wie **Adolf Bartels** (1862–1945), der schon 1920, in der ersten Nachkriegsauflage von „Die deutsche Dichtung der Gegenwart“ Gottfried Benn verunglimpfte,<sup>26</sup> beförderten Ressentiments.

Bartels war Schriftsteller und antisemitischer Literaturhistoriker. Er beschrieb Benn ablehnend und negativ. Als Bartels 1921 eine Teilausgabe seines Standardwerkes unter dem Titel „Die Jüngsten“ herausgab, ist ihm Benn im Kapitel „Der Expressionismus vor dem Weltkrieg“ nach 16 Seiten Würdigung von Literaten, immer unter Erwähnung von deren wirklicher oder nur vermuteter jüdischen Herkunft, einen Satz wichtig: „Fast als Kuriositäten erscheinen Carl Einstein und Gottfried Benn.“<sup>27</sup> Bei der sich anschließenden Werkschau der expressionistischen Erzähler wird Benn als Jude namentlich klassiert und sein damaliges Oeuvre sehr verknappt wiedergegeben: „Juden wie Brod sind jedenfalls auch Carl Einstein (aus Berlin, geb. 26. April 1885), der den Namen ‚Babuquin‘ oder ‚Dilettanten des Wunders‘, ‚Novellen‘ und ein Buch über Negerplastik herausgab, und der Mediziner Gottfried Benn (geb. 1886), der zuerst in Alfred Richard Meyers Flugblättern die Gedichte ‚Morgue‘ und dann Erzählungen, u. a. die kaum erfassbaren ‚Gehirne‘ im ‚Jüngsten Tag‘ veröffentlichte.“<sup>28</sup>

Im Kapitel über die Nachkriegszeit mit dem Titel: „Die Deutsche Revolution. Weiterentwicklung des Expressionismus“ zählt Bartels verschiedene Schriften der Zeit auf, in denen sich die Neue Literatur niederschläge von „Weiße Blätter“ über „Der rote Hahn“ und Erich Reiss‘ „Tribüne der Kunst und Zeit“ bis zu „Kurt Pinthussche ‚Symphonie‘ ‚Menschheitsdämmerung‘, die erste wissenschaftliche Anthologie der neuen Dichter“.<sup>29</sup> Unter den für diese Zeit aufgeführten Autoren ist auch Gottfried Benn nochmals erwähnt. In der zugehörigen Werkschau ist er jedoch weder mit Werken noch als Jude aufgenommen, obwohl „hier im ganzen 116 Dichter genannt [werden], unter ihnen meiner Schätzung nach reichlich 40 Juden.“<sup>30</sup> Abschließend warnt Bartels davor, dass dies „furchtbare Überflutung mit fremden Geiste bedeutet, daß endlich auch größten deutschen Eseln die Augen aufgehen werden.“<sup>31</sup>

---

<sup>26</sup> Zenner, S. 42

<sup>27</sup> Bartels, S. 164

<sup>28</sup> Bartels, S. 178

<sup>29</sup> Bartels, S. 208

<sup>30</sup> ebenda, S. 232

<sup>31</sup> ebenda

Wahrscheinlich haben die Popularität und Verbreitung des Standardwerks von Bartels, dessen Akzeptanz als gültige Lehrmeinung sowie ein Eintrag in „**Sigilla Veri**“ wesentlich dazu beigetragen, dass Benn hinsichtlich seiner Abstammung im Nationalsozialismus in Erklärungsnot geriet.<sup>32</sup> Gaston Vorberg hatte Benn als „Sprachverderber“ vorgeführt, Adolf Bartels ihn als Jude benannt. Es ist nicht verwunderlich, dass diese Melange nach Jahren des Wirkens im Jahr 1929, 12 Jahre nach Veröffentlichung von Gaston Vorbergs ehrabschneidender Rezension, genau sein Text als einzige Begründung für die Aufnahme Gottfried Benns in „Sigilla Veri [...] Lexikon der Juden, -Genossen und -Gegner aller Zeiten und Zonen [...]“<sup>33</sup> erhalten musste. Mit der Nennung Benns in diesem Machwerk antijüdischer Verzeichnung war sein Name stigmatisiert, bevor der Nationalsozialismus zur Staatsform in Deutschland wurde. Fast ungekürzt ist die Passage über Benn aus Vorbergs Monographie darin übernommen worden.<sup>34</sup> Der Artikel zu Gottfried Benn lautet wie folgt: „Benn, Gottfried, Dr. med., Charlottenburg, Spandauer Berg 15. Im Kü 39 bezeichnet er sich als ‚Assistenzarzt, z. Zt. im Felde‘, B: Morgue, 1912, ein Band gräßlicher Gedichte. B. gehört zu den ‚Sprachverderbern und Schwätzern‘. Aus seinem ‚Karandasch‘, einem rapiden Drama in 4 Akten, brachte Dr. Vorberg 1918 in seinem ‚Weckruf‘ folgende Stichproben;“<sup>35</sup> Ungenau, mit Auslassungen zitiert, gibt das folgende lange Zitat aus Vorbergs Text durch Weglassen von Worten wie Fauna und Flora ein nochmals negativ geschärftes Bild der Neuartigkeit von Benns Wortwahl.<sup>36</sup> Der Artikel schließt mit dem Zitat: „Für den Irrenarzt sagt Dr. med. Vorberg, sind solche Geisteserzeugnisse nichts Neues.“<sup>37</sup> Im Jahr 1934 wurde die jüdische Abstammung Benns erneut und sehr öffentlich und bedrohlich von Börries Freiherr von Münchhausen aufgegriffen.

### **Vielfältige Formen der Benn-Rezeption**

Eine eigene Art sich mit der erwachenden Lyriker Gilde der Nachkriegsjahre auseinanderzusetzen fand **Franz Blei** (1871–1942), indem er 1920 sein „Bestiarium Literaricum“ entwarf.<sup>38</sup> Darin ist Gottfried Benn erstmals von Blei aufgenommen, also bereits vor 1922, als dieser den gleichen Eintrag in einem anderen Blei’schen Bestiarium mit dem Titel „Das große Bestiarium der deutschen Literatur“<sup>39</sup> erhielt.

---

<sup>32</sup> Zenner, S. 43

<sup>33</sup> Sigilla Veri 1928, I, S. [3]; die Gedankenstriche stehen für „Juden“.

<sup>34</sup> vergl. ebenda 1928, I, S. 461

<sup>35</sup> Sigilla Veri 1928, I, S. 461

<sup>36</sup> vergl. ebenda

<sup>37</sup> ebenda

<sup>38</sup> Woodsworth, S. 295

<sup>39</sup> Zenner, S. 43



Franz Blei war ein österreichischer Übersetzer, Herausgeber und Literaturkritiker. In den 1920er Jahren war er auch Autor der Kulturzeitschrift „Der Querschnitt“. Blei beschreibt im Bestiarium spöttisch und ironisch alle ihm wichtigen Autoren in alphabetischer Ordnung als mehr oder weniger exotische Tiere. Unter dem Pseudonym Dr. Peregrin Steinhöfel bedient er mit diesem Bestiarium eine im Mittelalter wurzelnde Art der Tierdichtung, indem er ironisch und spöttisch, letztlich moralisierend, über die von ihm wahrgenommenen Eigenschaften der wichtigen Literaten Deutschlands einen Reigen von Fabelwesen erdichtet. In alphabetischer Ordnung sind diese Beschreibungen sehr unterschiedlich im Umfang. Blei erläutert es im Vorwort folgendermaßen: „In diesem Bestiarium habe ich, nicht abgeschreckt von vielen Vorgängern, neuerlich den Versuch gemacht, eine kurze wie anschauliche Beschreibung derer lebenden Tiere zu geben, so ans Licht der Bücherwelt zu stellen Gott dem Herrn gefallen hat und soweit sie im Gebiete der deutschen Sprache wesen und unwesen.“<sup>40</sup> Für Gottfried Benn war sicher schmeichelhaft in diesen Olymp aufgenommen zu sein. Obwohl Franz Blei „auch einige Tiere wissentlich ausgelassen“<sup>41</sup> hat, glaubt er „sagen zu können, daß mir keines von einiger Wichtigkeit oder Notorität entgangen ist und daß ich sie ziemlich beieinander habe in diesem Käfig meines Bestiariums“.<sup>42</sup> „Aller Kritik unserer Viecher habe ich mich enthalten, wie man merkt. Wir müssen sie hinnehmen wie Gott sie geschaffen.“<sup>43</sup> Namentlich dankt Blei folgenden Verlegern, „daß sie das ihre tun, in die seltsamen Geschöpfe aus der mannigfach bildenden Hand Gottes einige Ordnung zu bringen“,<sup>44</sup> so dem „einsichtigen Herrn S. Fischer-Berlin, dem weitschichtigen Herrn G. Müller-München, dem immer neugierigen Herrn K. Wolff-München, dem kühnen E. Rowohlt-Berlin, dem herzlichen H. Meyer-München, dem vorsichtigen A. Kippenberg-Leipzig, dem unentwegten H. Kiepenheuer-Potsdam, dem lebhaften P. Cassierer-Berlin und dem Herrn Reiß schlechthin.“<sup>45</sup> Mit dieser Hommage umreißt Blei den Kreis der „Neuem“ gegenüber aufgeschlossenen Verleger Deutschlands, deren sich auch Benn zur Veröffentlichung seiner Schriften bediente.

Es folgt die Beschreibung Gottfried Benns im Alphabet der Bestien als: „Der Benn ist ein kleiner Lanzettfisch, den man zumeist in Leichenteilen Ertrunkener festgestellt hat. Fischt man solche Leichen ans Tageslicht, so kriecht gerne der Benn aus After oder Scham oder in diese hinein.“<sup>46</sup> Und so reduziert sich die Sicht Bleis und die von ihm wahrgenommene Rezeption

---

<sup>40</sup> Blei, S. 7

<sup>41</sup> ebenda, S. 9

<sup>42</sup> ebenda, S. 8

<sup>43</sup> ebenda, S. 10

<sup>44</sup> ebenda, S. 12

<sup>45</sup> ebenda, S. 12

<sup>46</sup> ebenda, S. 32

Benns auf dessen ungewöhnliche, befremdliche Sujets und die Vulgarität des Ausdrucks.

Aus dem Jahr 1921 liegt eine Literaturgeschichte in zweiter Auflage vor, in der Benn eine knappe, sehr positive Würdigung erfährt. Die „Deutsche Literaturgeschichte in einer Stunde“ ist eine der ersten Veröffentlichungen von Alfred Georg Hermann Henschke (1890–1928), der sich **Klabund** nannte. Sie „verfolgt weder philosophische noch philologische Absichten. Sie ist nichts als der Versuch einer kurzen, volkstümlichen, lebendigen Darstellung der deutschen Dichtung.“<sup>47</sup> Klabund führt im Schnelldurchlauf mit populären, knappen Worten und anekdotenreich durch die Epochen der Literaturgeschichte, wobei er bemüht ist, die gegenseitigen Beeinflussungen der Autoren aufzuzeigen. Gottfried Benn hält er 1921 für würdig, einen knappen Eintrag in seiner Literaturgeschichte zwischen Georg Trakl und Johannes R. Becher zu erhalten, wobei ihm jedoch bei den Daten Fehler unterlaufen. Klabund nennt als Geburtsort Mohrin, nicht Mansfeld und setzt ein früheres Geburtsjahr an.<sup>48</sup>

Auffällig scheinen Klabund an Benn vor allem die Neuartigkeit und Einzigartigkeit seines Schaffens: „In Gottfried Benns (aus Mohrin, geb. 1885) Gedichten ist dies Ereignis geworden: Hirn wurde Herz, Geist wurde Fleisch. Benn steht für sich selbst und auf sich selbst: kein Werfel-, kein Whitmanjünger: ein Benn.“<sup>49</sup>

Eine weitere unbeachtete Veröffentlichung aus dem Jahr 1921 ist von **Max Krell** (1887–1962) herausgegeben, der schon 1919 ein Bekenntnis zu Gottfried Benn mit seiner Schrift „Über neue Prosa“ geliefert hat.<sup>50</sup>

Max Krell, eigentlich Georg Even, arbeitete nach dem Ersten Weltkrieg unter Pseudonym als Redakteur, Theaterkritiker und Schriftsteller in München und Berlin. In den 1920er Jahren war er Lektor beim Ullsteinverlag. Er redigierte Benn als neunten Essay der Schriftensammlung „Tribüne der

---

<sup>47</sup> Klabund, S. 5

<sup>48</sup> vergl. Klabund, S. 94

<sup>49</sup> ebenda, S. 94

<sup>50</sup> Diese war in Berlin bei Erich Reiss verlegt worden und lobte Benns Metaphysik in ihrer Neuartigkeit und Expressivität: „Für Gottfried Benn ist Metaphysik eine längst erfüllte, nicht mehr behauptete, sondern bewiesene Welt, parallel unserer Wirklichkeit. Er steht mittendrin mit einer an Brutalität grenzenden Klarheit. Er identifiziert sich mit ihr. Benn wird selbst zum metaphysischen Element, das den Realitäten ihre Farbe und Sprache entreißt. Diesseitiges und Jenseitiges zu unerhörtem Expressionismus zerbricht. Die Stücke der alten Welt fliegen unter seinen Händen auseinander, um – hier wendet sich Benns negative Produktivität – an den Bruchflächen die Pole des Neuen zu weisen. In diesem Gestalter, den Gott selber aus vulkanischem Ton machte, steckt das Heimliche, Starke, den Mikrokosmos Erfassende des Unbeirrbaren, d. h. des Dichters, der die endlichen Zusammenhänge schon mit dem ersten Instinkt ahnte.“ (Krell, S. 77) Krell verglich Benn mit Alfred Wolfenstein, Paul Adler und Martin Buber. Auch Kafka wurde bemüht, um die Vollendung Benns zu illustrieren (vergl. ebenda). – Zenner, S. 42

Kunst und Zeit“, herausgegeben von Kasimir Edschmid und verlegt von Bennis späterem langjährigen jüdischen Freund, dem Berliner Erich Reiss. Krell rühmt Bennis Schriften teilweise euphorisch und bleibt diesem als Rezensent die nächsten Jahre, wenn auch unterschiedlich engagiert, treu.<sup>51</sup>

Dies zeigt sich in der Sammlung von Prosatexten unter dem Titel „**Die Entfaltung**“. Krell begründet in seinen Vorbemerkungen zu der Sammlung die Auswahl der abgedruckten Werke. Ausgehend von der fünfjährigen, kriegsbedingten Pause der meisten literarischen Arbeiten versucht er eine Verbindung zur Literatur des Vorkriegs zu finden, die ihm mit der als Initialzündung erscheinenden Veröffentlichung von Meyrinks „Golem“ zu existieren scheint. Weitere Etappen benennt er mit Kasimir Edschmid „Die sechs Mündungen“ (1915), Heinrich Mann, René Schickele. „Manche der jüngeren Dichter ... und im letzten Blick alle wohl, die das neue Augenmaß haben, zerschlugen die alte Form, um durch ihre Optik neues Licht an die Satzgefüge heranzulassen.“<sup>52</sup> „Die Wege der Einzelnen wohl differieren, wie die Anlagen. Letzthin aber ist gleichgültig, ob Gottfried Benn barocke Architektur schichtet, Werfel Mystik der Assoziationen, Kafka Dunkelheiten des Augenblicks durchpirscht, Steffen die Menschen vor den Spiegel der Liebe ruft, Meidner revolutionäre Instinkte stündlich hochpeitscht, Ernst Weiß das Tier im seelischen Gehäuse an die Erkenntnisse kettet, Paul Adler inbrünstig höchste Weisheit aufwühlt, Wilhelm Lehmann das Wachsende durchstreift. Die Entfaltung des Gewissens ist da, die dem Dichter die größten aufbauenden Ziele setzt: Welt aufzuschließen, Schächte des Unterirdischen zu erleuchten und Atmosphäre ins Fühlbare hereinzureißen.“<sup>53</sup> Und es scheint Bennis Prosatext „Querschnitt“ gerade noch die Aufnahme ins Buch, als letztes vor „Notizen“ geschafft zu haben,<sup>54</sup> bevor diese Notizen vermerken, dass es sich bei Bennis Text um eine Originalarbeit oder aus einer Zeitschrift übernommene Arbeit handelt, als Manuskript eingereicht wurde und die Orthographie dem Willen des Dichters folgt.<sup>55</sup> Krell formuliert weiter: „Abschließende Bewertung konnte und sollte nicht ausgesprochen werden. Zur weiteren Orientierung, was im Raum der neuen Prosa geschrieben wurde, ist hier ein Überblick gegeben, der Wesentliches kaum vermissen läßt. Die Fluktuation einer lebendigen Literatur verboten, allzuenge Grenzen zu ziehen.“<sup>56</sup> Gottfried Bennis weiterführendes Werk wird zu diesem Zeitpunkt von Krell so vermerkt: „Gehirne. Novellen. (Kurt Wolff, München.) Das moderne Ich. Zwei Essays. (Erich Reiß, Berlin.)“<sup>57</sup>

---

<sup>51</sup> vergl. Hillebrand, S. 30

<sup>52</sup> Krell 2, S. X

<sup>53</sup> ebenda, S. XIII

<sup>54</sup> vergl. Krell 2, S. 265 ff.

<sup>55</sup> vergl. Krell 2, S. 279

<sup>56</sup> ebenda, S. 281

<sup>57</sup> ebenda, S. 282

Aus dem Jahr 1921 gibt es ein kurzes Statement zu Gottfried Benns „Das moderne Ich“. Es erschien in „**Der Einzige**“, herausgegeben von der „Gesellschaft für Individualistische Kultur ‚Stirnerbund‘“ in Berlin-Wilmersdorf im Selbstverlag. Ein anonymen Autor „r.“ zeigt sich begeistert, fassungslos über den Umschwung der Sprache Benns, die „plötzlich (einzig mögliche Definition!) in Raserei gerät. Unsagbar –; unsagbar!“<sup>58</sup> Er konstatiert verblüfft: „[...] so will der Verf. fast auf jeder Seite neu beginnen – aber da ist er auch schon zu Ende.“<sup>59</sup> Der Rezensent nennt Benn einen dionysischen Sophist und Narziss und wähnt sich ungläubig im Bunde und Einklang mit Gottfried Benn: „Wenn wir uns verstehen könnten – –! Unsagbar wir! Einzig!! Haben wir uns etwa schon verstanden?“<sup>60</sup> Abschließend stellt „r.“ Benns Roman gleich hinter „Nietzsches ‚Geburt der Tragödie‘ und Theodor Däublers ‚Lucidarium‘ [...] und lässt diesen] als geradezu vorbildlich“<sup>61</sup> gelten.

Benns Nihilismus, in Rezensionen zunehmend thematisiert, wurde 1930 auch im „Handbuch der Literaturwissenschaft“ des Literaturwissenschaftlers **Oskar Walzel** (1864–1944) ausgeführt. Walzel lehrte zur damaligen Zeit an der Universität in Bonn, bevor er 1936 wegen des Vorwurfs „jüdischer Versippung“ die Lehrberechtigung verlor. Solch eine Berufssperre befürchtete auch Gottfried Benn nach der „Hinterfragung“ seiner „arischen“ Abstammung. Walzel charakterisiert in einer Gesamtschau zum Thema Expressionismus Benn im Gegensatz zu Vertretern eines politischen Expressionismus. Demnach „gelangt Gottfried Benn zu nihilistischem Expressionismus. Er nimmt die Phänomene der Welt ohne individuelle Wertung auf, als etwas das keinen Sinn haben kann. Dichtet er von der Nacht, so begnügt er sich, die chaotischen Flutungen des Innen und Außen festzuhalten und alle formenden Leistungen des Bewußtseins preiszugeben“.<sup>62</sup>

### **Benn als Librettist**

Benns Nihilismus strahlt auch in sein neues Projekt aus, auf die Zusammenarbeit mit Paul Hindemith (1895–1963), in der das Oratorium „Das Unaufhörliche“ entstand, dessen Uraufführung am 21. November 1931 in Berlin stattfand.

„Eine Woche nach der Berliner Uraufführung durch den Philharmonischen Chor und das Philharmonische Orchester unter Otto Klemperers Leitung“<sup>63</sup> fand eine Erstaufführung in Dortmund statt. Diese Erstaufführung geschah unter dem dortigen Städtischen Musikdirektor und Leiter des Dortmunder Musikvereins Wilhelm Sieben (1881–1971). Der damalige Kunst-

---

<sup>58</sup> Der Einzige, 3.1921, H. 1, S. [33]

<sup>59</sup> ebenda

<sup>60</sup> ebenda

<sup>61</sup> ebenda

<sup>62</sup> Handbuch, S. 332 – Zenner, S. 47

<sup>63</sup> Generalanzeiger, 30.11.1931

rezensent der Tageszeitung „Tremonia“ Dr. **Bernhard Zeller** (1886–?), ein promovierter Musikwissenschaftler, beschreibt die Aufführung. Neben vielen Reaktionen auf die Uraufführung in Berlin ist diese Rezension im Chor der Kritiken eine eher unbekanntere. (siehe Anhang, Nr. 3)

Zeller findet einiges am Libretto Benns unklar, wenn auch sprachlich oft schön. Er nähert sich in seinem Urteil über das Oratorium fast ausschließlich von der musikalischen Seite und hält das Werk für ehrlich und interessant, in kompositionstechnischer Hinsicht bedeutend.<sup>64</sup> „Aber wird es eine (relativ) bleibende Lebenskraft haben? Nein. Weder trägt ein allgemein verständlicher Text, eine zum Miterleben zwingende Musik, noch hat die Musik die Kraft, Kulturbindungen zu schaffen, sie bleibt Angelegenheit einer polyphon erzeugten die heutigen Strömungen verfolgenden kleinen Schar Musikinteressierter [...] Vielleicht kristallisiert sich etwas Neues heraus. Verschmelzungen zwischen neuer Musik und der in Acht und Bann getanen Romantik.“<sup>65</sup> Zeller hält das Oratorium für wert, nach Berlin und Dortmund „weiter gehört zu werden“.<sup>66</sup>

Vom Ereignis der Erstaufführung berichtet ebenfalls am 31. November 1931 im „Dortmunder Generalanzeiger“<sup>67</sup> ein anonymer Rezensent ausgreifender in der Rubrik „Kunst und Wissenschaft“ unter dem Titel „Paul Hindemith: Das Unaufhörliche Westdeutsche Erstaufführung“. (siehe Anhang, Nr. 5) Er räumt dem Librettisten Benn gleich viel Raum in der Besprechung ein wie dem damals viel bekannteren Komponisten Paul Hindemith. Ausgangspunkt der Betrachtung bleibt aber Hindemith: „Zum Bundesgenossen hat der Musiker Hindemith diesmal den Dichter Gottfried Benn gewonnen, der in der Abfassung seines Oratorientextes von philosophischen Erwägungen ausging und sich damit der Quelle aller Oratorienkunst näherte“. Es überschatte „ein dunkler Pessimismus das Wort des Dichters, und er wird wenig erhellt durch den am Schluß aufleuchtenden Gedanken, daß nur „das Ringende, von dem die Glücke sinken, das Schmerzliche, um das Schatten wehn [... in die] Schöpfung eingehen“.<sup>68</sup> Bei der verwendeten Sprache Benns sieht der Rezensent Textabschnitte, die „bewusst parodistisch-satirisch eingestellt sind“<sup>69</sup> Aber er lobt auch „manche dichterische Schönheiten [...] von großer unmittelbar bildhafter Ausdruckskraft“<sup>70</sup> und nennt hier das Beispiel: „Menschen sind Asche, Asche an Flüssen, wehn und wandern an heiliger Flut; ein Feuer brennt sie, ein Name nennt sie, der tief im Sein der ewigen Schöpfung ruht.“<sup>71</sup>

---

<sup>64</sup> vergl. Tremonia, 30.11.1931

<sup>65</sup> ebenda

<sup>66</sup> ebenda

<sup>67</sup> vergl. Generalanzeiger, 30.11.1931, 1. Blatt, S. 5

<sup>68</sup> ebenda

<sup>69</sup> ebenda

<sup>70</sup> ebenda

<sup>71</sup> ebenda

Jedoch werden dann Stellen bemängelt, mit denen „in ihrer mystisch-symbolistischen Nebelhaftigkeit der Leser oder Hörer bei allem Bemühen, zum Begriff vorzudringen, kaum etwas anzufangen weiß.“<sup>72</sup> Nach einem Beispiel wertet der Rezensent diese als Erinnerung an „jene glücklich überwundene Zeit, in welcher derartige Sprachkünsteleien noch höher im Kurse standen als es heute der Fall ist.“<sup>73</sup> Resümierend verbleibt der „Dichtung als Ganzes die stets überzeugende sprachliche Fassung, so bietet sie andererseits in ihrer geschickten Gesamtanlage, ihrer übersichtlich dreiteiligen Gliederung einem Tondichter doch eine geeignete Unterlage für musikalisches Schaffen. Diese Vorteile hat der Komponist gut auszunutzen verstanden.“<sup>74</sup> Es folgt die Rezension der musikalischen Gestaltung des Textes mit vorwiegend lobendem Charakter. Abschließend heißt es: „Hindemith und sein Dichter haben uns das Lied des Pessimismus mit seinem Leitmotiv ‚Vanitas vanitatum‘ gesungen. Wer wird uns nach ihnen das Hohelied eines lebensbejahenden starken Optimismus in einem anderen großen Chorwerk schenken?“<sup>75</sup>

Etwas später, am 4. Januar 1932, berichtet der Kunst- und Musikrezensent **Theo Schäfer** (1872? –1935) nett, aber zurückhaltend im Lob über die Erstaufführung in Dortmund in der Fachzeitschrift „Die Musik“. Bei ihm hinterlässt das Oratorium zwiespältige Eindrücke. Schäfer sieht im Text „der oft sehr unklaren ‚Dichtung‘, [...] expressionistisch geartet, von Pessimismus und Reflexion überwuchert [...] mit wenig plastischen, vielfach unpoetischen Mitteln eine Art Geschichte der Menschheit“.<sup>76</sup> (siehe Anhang, Nr. 4)

### **Benns Bemühen um Reputation**

Ein Text Benns speist sich aus seinem aktiven Einsatz als Militär im Krieg. Der Bericht aus dem Jahre 1929 ist im Sammelband **„Was wir vom Krieg nicht wissen“** in einen Reigen mit anderen Schriften unterschiedlicher Couleur über den Ersten Weltkrieg eingearbeitet. Sein Artikel „Wie Miß Cavell erschossen wurde. Bericht eines Augenzeugen über die Hinrichtung der englischen Krankenschwester“ war zuerst am 22. Februar 1928 in der Nationalzeitung im 8-Uhr-Abendblatt veröffentlicht worden.<sup>77</sup> Als Militärarzt selbst Augenzeuge der Erschießung am 12. Oktober 1915 stellte er nun seine Erinnerungen der Darstellung im britischen Film „Dawn“ entgegen. Der Abdruck des Textes in dem schwergewichtigen Sammelband war ein Versuch Benns, einerseits seine schmalen Einkünfte als Berliner Kassenarzt aufzubessern. Andererseits kann man davon ausgehen, dass „Dr. Gottfried Benn,

---

<sup>72</sup> ebenda

<sup>73</sup> ebenda

<sup>74</sup> ebenda

<sup>75</sup> ebenda

<sup>76</sup> Die Musik, 04.01.1932

<sup>77</sup> vergl. Zenner, S. 21

ehemaliger Oberarzt am Gouvernement Brüssel“<sup>78</sup> das revanchistische Anliegen des Sammelbandes unterstützte, dem der Herausgeber Friedrich Felger ins Vorwort schrieb: „Ein Volk, das soviel geleistet und gleichzeitig soviel gelitten hat in den Jahren 1914–1918, wie das deutsche, hat noch eine Zukunft vor sich, hat noch eine Bestimmung zu erfüllen.“<sup>79</sup> Und Benns Beschreiben des Prozesses und der Hinrichtung von Edith Cavell passt zu der angestrebten Wirkung des Buches. Das heroische Pathos seines Berichts klingt nach Hommage an Opferbereitschaft für eine höhere Sache: „die Weltgeschichte ist nicht der Boden des Glücks und die Pfosten des Pantheon sind mit Blut gestrichen derer, die handeln und dann leiden, wie das Gesetz des Lebens es befiehlt.“<sup>80</sup> Es darf angenommen werden, dass Benn sich nach den beschriebenen Anwürfen damit in ein anderes Licht setzen wollte. Auch wenn Benns Bericht nicht im engen, vorangestellten Zirkel der „Schicksalsstunden im Weltkrieg“<sup>81</sup> aufgenommen ist, bleibt seine Zeugenschaft doch im Dunstkreis dieses von den Deutschen in der Mehrzahl tief empfundenen Schicksals. Durch weitere Ausgaben des Buches in den 30er Jahren fand Benns Text große Verbreitung. Sie belegen auch, wie hilfreich die revanchistische Propaganda die gefühlsmäßige Ausbeutung der Ereignisse des Ersten Weltkriegs bei der Vorbereitung des nächsten Krieges fand, indem sie die Erinnerung wachhielt. Insofern kam Benn die Verbreitung des Textes um die Erschießung von Miss Cavell vielleicht bei den späteren Missstimmungen gegen ihn zugute.<sup>82</sup>

Durchaus differenziert bewertet, erlebt Gottfried Benn das Jahr 1933: Zum einen als expressionistischer Sprach- und Sittenverderber, Nihilist, dabei jüdischer Abstammung verdächtigt, zum anderen seit den 20iger Jahren als hervorgehobener Teilnehmer des Weltkriegs. Nun sucht er eine Rolle als Sinnfinder und Standortbestimmer der Dichtkunst im nationalsozialistischen Staat. Dies zeigt sich im forcierten Bruch mit Teilen der Dichteralite der Weimarer Republik, wenn er sich bei der Säuberung der Dichterakademie als eine treibende Kraft erweist, oder bei der Abfassung des „Gelöbnis treuester Gefolgschaft“.<sup>83</sup> Benn versucht sich seinen Platz in der neuen Gesellschaft zu erobern und ist dabei nicht zimperlich. Dies zeigt auch sein

---

<sup>78</sup> Weltkrieg, S. [2]

<sup>79</sup> ebenda, S. 6

<sup>80</sup> ebenda, S. 117

<sup>81</sup> vergl. Weltkrieg, S. 11

<sup>82</sup> 1932 am Vorabend des Nationalsozialismus vermerkt eine Rezension „Es entströmt dem Buch als ganzem die Atmosphäre [...], der Geist uneingeschränkter Kriegsbejahung und unbezweifelnder Durchhaltepflicht. [...] Die Verfasser stehen politisch sämtlich auf der Rechten und bringen ihren Standpunkt in den klar und allgemein zugänglich gehaltenen Artikeln unmißverständlich zum Ausdruck.“ (Hefte für Büchereiwesen/16. Bd., H. 2, S. 97)

<sup>83</sup> Vossische Zeitung, 26.10.1933

Vorgehen im Privatleben. Den brüskten Abbruch der Beziehungen zur Jüdin Anni Bernstein, unmittelbar nach dem Wahlsieg der Nazis, kann man als einen Säuberungsversuch der eigenen Vita durch Benn verstehen.<sup>84</sup>

Und Bennis neue publizistische Inhalte zeigen sich nicht nur in großen Essays sondern auch in seinen kleineren literarischen Anstrengungen: Da ist sein Essay zum 1. Mai 1933, in dem er eine vermittelnde Rolle sucht zwischen Hingebung der Kunst an das neue System und dessen Zielen.<sup>85</sup> Denn anders als in der Äußerung Max Bartels (1893–1975), erst kommunistischer, dann sozialdemokratischer, schließlich nationalsozialistischer Dichter, der sich auf derselben Seite des „Berliner Tageblatt“ äußern durfte und nur die dienende Funktion der Dichtung im Nationalsozialismus feierte<sup>86</sup> blieb Benn einem Bestreben treu, das er auch an anderer Stelle, z. B. im „Bekenntnis zum Expressionismus“, verteidigte. Er erwähnt in seinem Beitrag als einen Konttrapunkt: „[...] auch ein Gegenzug liegt vor, und man sollte seiner an diesem Tage, der zu großer nationaler Arbeit aufbricht, gedenken. Auch das Reich der Qualität lehrt die Geschichte, auch die Sphäre des Stils bindet ihrerseits die Politik.“<sup>87</sup>

Wie sehr sich Benn in der öffentlichen Wahrnehmung zu diesem Zeitpunkt, sicher auch durch seine Mitgliedschaft in der „Deutschen Dichterkademie“, einen Namen als „systemnaher“ Literat gemacht hatte, ist der damaligen Tagespresse zu entnehmen. So berichtete das „Berliner Tageblatt“ wenige Tage vor der Bücherverbrennung in Berlin am 10. Mai 1933 besorgt und kritisch, doch anonym über die anrollende Säuberung der öffentlichen Bibliotheken von Berlin. Bereits vor dem eigentlichen Akt war das Bevorstehende also Gegenstand der Diskussion und vorsichtiger, argumentativer Gegenbewegung in der Berliner Tagespresse. Neben Kurt Heynicke (1891–1985), einem der wenigen Thingspielverfasser, also einem Protagonisten des soeben begründeten völkischen Theaters der Nationalsozialisten, wird Gottfried Benn als mittelbar durch Verbotslisten Betroffener genannt. „Auf der Liste aber befindet sich der Name Kurt Pinthus, obwohl sich in den Bibliotheken wohl nur die von Pinthus herausgegebene ‚Menschheitsdämmerung‘ befindet, eine Anthologie, in der Gottfried Benn, Heynicke und all die im Kriege gefallenen deutschen Dichter nicht weniger vertreten sind und also mitbetroffen werden als die anderen“.<sup>88</sup> (siehe Anhang, Nr. 6) Es schien wohl gemäßigten, mahnenden Kreisen durchaus sinnvoll, den Namen Bennis als eines anerkannten, nun mittelbar betroffenen Funktionärs zu nutzen, um eine Prüfung und Nivellierung der „Schwarzen Liste“ zu erreichen, wenn auch

---

<sup>84</sup> vergl. Castonier, Elisabeth: Memoiren einer Aussenseiterin. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag, 1973, S. 200

<sup>85</sup> vergl. BT 30.04.1933, 1. Beibl., S. 1

<sup>86</sup> vergl. BT 30.04.1933, 1. Beibl., S. 1

<sup>87</sup> ebenda

<sup>88</sup> BT 07.05.1933, 3. Beibl. S. 1



nicht am Sinn solcher Listen selbst gezweifelt bzw. solche Zweifel nicht geäußert wurden.

1934 steigt Gottfried Benn durch Aufnahme in **„Das Deutsche Führerlexikon“**<sup>89</sup> in einen Kreis von Ausgewählten ein. Seine Mitgliedschaft in der „Deutschen Dichterkademie“, die spätere Übernahme ihres kommissarischen Vorsitzes, seine Beteiligung am Entwurf der Loyalitätsbekundung für die neue Reichsregierung im März 1933, gipfelnd im „Gelöbnis treuester Gefolgschaft“ vom 26. Oktober 1933, auch die Abfassung des gefälligen Textes zum 1. Mai 1933, letztlich sein Einsatz bei der Neuformierung der Einrichtung führten zur Aufnahme von Biographie und Bildnis Benns im Nachschlagewerk der führenden Männer des Nazireiches. Im Geleitwort des Lexikons findet sich folgendes Anliegen: „In dem Ersten Teil werden die Biographien der mit den führerischen Aufgaben auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in Deutschland beauftragten Männer veröffentlicht. Jede Biographie enthält ausführliche Angaben über Abstammung, Bildungsgang, Berufsgang usw. In vielen Fällen wird auch das Bild mit veröffentlicht. Alle Angaben sind von den aufgenommenen Persönlichkeiten selbst erteilt bzw. genehmigt. Der Verlag und die Schriftleitung haben sich in der Auswahl wie in der Darstellung jeder eigenen Bewertung enthalten. Grundlegend war einzig und allein, daß die betreffenden Persönlichkeiten bei Abschluß des Werkes offiziell mit führerischen Aufgaben beauftragt waren.“<sup>90</sup> Es findet folgender Text zu Gottfried Benn Aufnahme unter den über 1700 Biographien der neuen Elite Deutschlands: „Benn, Gottfried, Dr. med., Schriftsteller und Arzt, Berlin SW 61, Belle-Alliance-Straße 12. Geboren: 2. Mai 1886 in Mansfeld (West-Prignitz); Vater und Großvater evangelische Pfarrer, Mutter französische Schweizerin. – Bildungsgang: Gymnasium Frankfurt a. O.; 2 Jahre philologisches und theologisches Studium; dann Medizin auf der Kaiser-Wilhelm-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen in Berlin. – Militärzeit, Kriegsauszeichnungen: Aktiver Sanitätsoffizier im Inf.-Regt. 64 und 3. Pionier-Btl.; Frontkämpfer. E. K. II. – Spezialarbeitsgebiet, Veröffentlichungen: Lyrik und Essay; Werke: Morgue 1912; Das moderne Ich, 1922; Gesammelte Gedichte, 1924; Gesammelte Prosa, 1926; Fazit der Perspektiven, 1930; Nach dem Nihilismus, 1932; Der neue Staat und die Intellektuellen, 1933; ‚Das Unaufhörliche‘, Oratorium, 1931. Mitglied: Deutsche Akademie der Dichtung (Preussische Akademie der Künste)“.<sup>91</sup> Auffällig ist die Auslassung von expressionistischen Frühwerken Benns nach „Morgue“. Im zweiten Teil des Nachschlagewerkes, in dem der „Aufbau des Neuen Deutschland in der Reihenfolge Bewegung Volk Staat“<sup>92</sup> dargestellt wird, findet sich Benn ganz am Ende des

---

<sup>89</sup> Zenner, S. 54

<sup>90</sup> Führerlexikon, I., S. 11

<sup>91</sup> ebenda, I., S. 48

<sup>92</sup> Führerlexikon, II., S. 3

Bandes eingeordnet unter „Deutsche Akademie der Dichtung“ dort an erster Stelle der alphabetischen Auflistung ihrer 36 Mitglieder.<sup>93</sup>

Das „Führerlexikon“ enthält die Entschuldigung, dass Auslassungen in diesen bewegten Zeiten unausbleiblich wären, wenn man glaubte, „daß es verfrüht und daher falsch wäre, jetzt schon eine Auslese derartiger Einzelpersönlichkeiten zu treffen“.<sup>94</sup> Es ist aber auch ein Nachschlagewerk, in dem der Artikel über den zwischenzeitlich ermordeten SA-Führer Ernst Röhm überklebt und durch einen über dessen systemkonformen Stabschef und Nachfolger Viktor Lutze ersetzt wurde.<sup>95</sup> Bei Gottfried Benn schien man sich jedenfalls sicher zu sein. Doch dieser muss die Bedrohung gespürt haben, welche die unruhigen, menschenverschlingenden Zeiten auch und gerade für die neue Elite verbreiteten.

Nach 1934 und der Ernüchterung Bennis von den neuen Machthabern wurde Benn nicht sofort zur Unperson in der öffentlichen Wahrnehmung. Doch es erschienen zunehmend negative Rezensionen und Äußerungen, ja Verrisse, bis hin zur völligen Ablehnung.

Bekannt ist eine umfangreiche, in der Konsequenz negative Analyse von Bennis Werk aus dem Jahr 1935 von **Werner Milch** (1903–1950). Dieser war Jude und 1933 als Institutsassistent an der Universität Breslau zwar entlassen worden, konnte auf Schloss Wiepersdorf seine Lektoren- und Rezensententätigkeit jedoch zunächst fortsetzen. Im Band 240 der „Preußischen Jahrbücher“ veröffentlichte er unter dem Titel „Das Nichts und die Form“ Bemerkungen zu Bennis Werk: „Bennis bis heute vorliegendes Werk – ein Bändchen Gedichte, eines Prosa, vier Sammlungen von Aufsätzen und Reden, dazu der Band der ersten Schriften und das Oratorium ‚Das Unaufhörliche‘ – kommt der Arbeit des Kärrners zunächst entgegen, weil der Standort des Dichters von Beginn seiner Arbeit unverändert geblieben ist“.<sup>96</sup> Milch spricht Benn damit letztendlich eine merkbare künstlerische Entwicklung ab.<sup>97</sup>

Eher unbekannt ist eine fast ehrabschneidende Rezension aus demselben Jahr zu Bennis „Kunst und Macht“ im „Berliner Tageblatt“. **Theodor Haering** (1884–1964), Professor an der Universität Tübingen, war Philosoph, Schriftsteller und Autorität in literarischen Belangen. Zusätzliches Gewicht bekam seine Expertise über Gottfried Benn durch sein Verständnis von Philosophie als Rassenkunde und seiner Integration in die nationalsozialistischen Hierarchien. „Wer Intellektualismus weiter in dem kleinbürgerlichen Sinn ansieht, wird sowohl lächerlich, wie geschichtlich ausgeschaltet werden“<sup>98</sup> drohte der Professor im Periodikum für Pressestimmen des In- und

---

<sup>93</sup> vergl. ebenda, S. 127

<sup>94</sup> Führerlexikon, I., S. 11

<sup>95</sup> vergl. Führerlexikon, II., S. 5

<sup>96</sup> Preußische Jahrbücher Bd. 240, S. 257

<sup>97</sup> Zenner, S. 55

<sup>98</sup> Blick, 3. 1935, Nr. 12 vom 22.03.1935, S. 13

Auslands „Blick in die Zeit“. Haering bezweifelt, ja bestreitet jeden Gewinn aus Benns schriftstellerischem Einsatz für die Sache des Nationalsozialismus: „Man kann nicht einen neuen Geist schaffen, wenn man vorher das Vertrauen zum Geist überhaupt und die Verehrung für seine Diener totgeschlagen hat.“<sup>99</sup> Viele Formulierungen Haerings prangern allgemein an und sind doch wohl auf Benn gemünzt: „Schriftsteller, die ihrem Weltbild sprachlich nicht gewachsen sind, nennt man in Deutschland Seher“.<sup>100</sup> Gewürzt wird der Nachabdruck in der nationalsozialistischen Presseschau durch die Artikelüberschrift „Der Geist als Sündenbock“. (siehe Texte, Nr. 7)

### **Benns Bemühen um positive Wahrnehmung in offiziellen Verzeichnissen**

Trotz aller Anfeindungen bemühte sich Benn weiterhin um eine positive Beschreibung in offiziellen Verzeichnissen durch eine genehme, stets aktualisierte Vita. So ist er durchgängig in **„Kürschners deutscher Literatur-Kalender“** bedacht und dies war nur durch Engagement des Literaten möglich, denn die Einträge wurden jeweils anhand verschickter Fragebögen aktualisiert, beruhten also auf Selbstauskunft. Dieses System des Literaturkalenders kam 1934 ins Wanken. Es sollten nur noch die Mitglieder der „Reichsschrifttumskammer“ aufgenommen werden. Benn war seit 1933 automatisch darin vertreten. Weiterhin war er nicht nur Mitglied in der „Deutschen Akademie der Dichtung“, sondern seit 1934 auch Vizepräsident der „Union nationaler Schriftsteller“ UNS sowie Mitglied im „Reichsverband Deutscher Schriftsteller“. Nach Benns Ausschluss aus der „Reichsschrifttumskammer“ 1938 und erteiltem Publikationsverbot entging er jedoch bis zur Ausgabe 1944 der Entfernung seines Eintrags aus dem Literaturkalender. Benn war dort seit 1915 geführt und die Berichterstattung endet auch nicht im Jahr 1938.

Nach anfänglich sehr knapper Erwähnung „Benn, Gottfried, Lyrik, Dr. med., Assistenzarzt. Charlottenburg, Spandauer Berg 15/16. V: Morgue 12; Söhne 14“,<sup>101</sup> findet sich im Jahr 1917 der Vermerk „z. Z. im Felde“.<sup>102</sup> In den Kalendern bis zum Jahr 1932 wird nur das Anwachsen von Benns Oeuvres vermerkt. Im Jahrgang 1934 finden die neuen Mitgliedschaften einen Eintrag. Vor dem aktualisierten Werkverzeichnis steht folgender Eintrag: „[...] Mitgl. d. Dtsch. Akad. d. Dichtung, RDS. 370, UNS [...]“.<sup>103</sup> Benn hatte hier seine Mitgliedschaften im „Reichsverband Deutscher Schriftsteller“ und in der „Union nationaler Schriftsteller“ hinzufügen lassen.

---

<sup>99</sup> ebenda

<sup>100</sup> Ebenda – Es handelt sich um ein Benn-Zitat (vgl. SW IV, S. 190), das Theodor Haering in Nr. 12/1935 gegen den Autor Benn selbst benutzt.

<sup>101</sup> Kürschner 1915, S. 95

<sup>102</sup> Kürschner 1917, S. 90

<sup>103</sup> Kürschner 1934, Kolumne 46

Im Kalender für die Jahre 1937/38 wird Benn weiterhin als Mitglied der Dichterakademie geführt sowie die Mitgliedschaft im UNS, sein Umzug nach Hannover in die Arnswaldtstraße 3 und auch seine ausgewählten Gedichte von 1936 genannt.<sup>104</sup> Im 1939er Jahrgang des Kalenders bleibt von den Mitgliedschaften nur die in der Dichterakademie, nachdem der „Reichsverband Deutscher Schriftsteller“ bereits 1935 aufgelöst worden war. Außerdem wird der Rückzug nach Berlin in die Bozener Straße 20 vermeldet.<sup>105</sup>

Ähnlich engagiert betrieb Benn seine Aufnahme in allgemeinen und fachlich orientierten Verzeichnissen. Als allgemeines Nachschlagewerk berichtet das Zeitgenossenlexikon **„Wer ist's“** in den Jahren 1928 und 1935.<sup>106</sup> Der nüchterne Text über Herkunft und Werdegang Benns sowie sein Oeuvre erfährt neben der ergänzten Werkschau im Jahr 1935 auch den Eintrag: „O. M. d. Pr. Ak. d. K. – Berlin SW 61, Belle-Alliance-Str. 12.“<sup>107</sup> Auch ist nun neben Benns Tätigkeit als aktiver Militärarzt „Facharzt f. Hautkrankheiten; Frontkämpfer“ vermerkt. Da Herrmann Degener, der Herausgeber des Werkes sich laut seines Vorwortes „nur auf Selbstbiographien [... stützte] trägt der Einsender selbst die Verantwortung“.<sup>108</sup> Es ist demnach davon auszugehen, dass Benn seinen Lebenslauf selbst aufpoliert hatte.

Doch dem Willen Benns waren zunehmend Grenzen gesetzt: Nachdem 1924 in der siebenten Auflage vom zwölfbändigen „Meyers Lexikon“ Gottfried Benn weder als Schriftsteller einen Eintrag noch eine Erwähnung im Artikel über Expressionismus gefunden hatte, änderte sich das mit dem Erscheinen von **„Meyers Kleines Lexikon“** 1933 in der neunten, gänzlich bearbeiteten Auflage. Zwar nur auf den begrenzten Umfang von drei Bände angelegt, war Benn hier jedoch mit eigenem Artikel bedacht, der neben seiner Mitgliedschaft in der Dichterakademie auch mitteilt: „[...] neuerdings mit einem schriftl. u. mündl. Appell (Rundfunk) an die seit Frühjahr 1933 aus Deutschl. geflohenen marxist. Schriftsteller und Dichter bes. hervorgetreten.“<sup>109</sup>

Auch in **„Knauers Konversations-Lexikon“** von 1936, das mit nur 37.000 Stichworten das gesamte gesprächsweise benötigte Wissen der Deutschen liefern wollte, findet sich immerhin noch folgender Eintrag: „Benn, Gottfried, \*2.5.1886, Berliner Schriftsteller; Gedichte, Essays.“<sup>110</sup> Umfangreicher, aber bereits abwertend gefärbt und nur rückwärtsblickend fällt 1936 der Vermerk in der achten Auflage von **„Meyers Lexikon“** aus: „Benn, Gottfried, Lyriker und Essayist, \*2.5.1886 Mansfeld (Kr. West-

---

<sup>104</sup> vergl. Kürschner 1937/38, Kolumne 45

<sup>105</sup> vergl. Kürschner 1939, Kolumne 48

<sup>106</sup> vergl. Wer ist's 1928, S. 97 und Wer ist's 1935, S. 94

<sup>107</sup> ebenda

<sup>108</sup> Wer ist's 1935, S. V

<sup>109</sup> Kleiner Meyer, S. 214

<sup>110</sup> Knaur, S. 131

prignitz), Arzt in Berlin, Typ des intellektuell zerquälten Expressionisten, suchte in seinen Schriften ‚Der neue Staat und die Intellektuellen‘ 1933; ‚Kunst und Macht‘ 1934 Anteil an der neuen Entwicklung zu nehmen, ohne daß jedoch seine Wandlung in einem dichterischem Werk innerlichen Niederschlag gefunden hätte. Ausgewählte Gedichte 1936. Deutsche Kultur (12a).<sup>111</sup> Und weiterführend und nachzulesen unter Expressionismus zwischen „schriftstellernden Frauen [... und] Literaturbolschewismus“<sup>112</sup> als erster „genannt: Gottfried Benn mit seiner nihilistischen Lyrik des Grauens“.<sup>113</sup>

Die Einträge im „Großen Meyer“ von 1936, die wie ein Rückgriff auf Urteile zu frühen Texten erscheinen, dokumentieren einen gewissen temporären Abschluss und Tiefpunkt in der Bewertung des Lyrikers und Essayisten Benn. Sie sind offizielle Lesart in den verbleibenden Jahren von Nazi-Deutschland.

\*

---

<sup>111</sup> Meyer, 1. Bd., Sp. 1159

<sup>112</sup> Meyer, 2. Bd., Sp. 1095

<sup>113</sup> ebenda

## Anhang: Quellentexte

### Nr. 1

Vorberg, [Gaston]: *Sprachverderber und Schwätzer: Ein Weckruf*. München: Mayinger, 1917, S. 21–22

Von dem Bewohner eines Irrenhauses scheint das „rapide Drama in 4 Akten“ „Karan-dasch“ („Weiße Blätter“, Mai 1917) herzurühren. Als Verfasser nennt sich ein Herr Gottfried Benn.

Stichproben: Gewalten siegt, gesappt, gemörsert, gemint, gestollt –: ich sage ihnen: Zipollen aus dem Zeitalter Nitokerts, Engel aus dem Quattrocento, Saumtiere, die Hippur-säure absondern, Trugschlüsse, Brückengeschlage, Aussichteröffnungen, Alabasterbrü-che, Floren, Faunen, Gnadenbilder und Samume – : an jedem ausgefransten Rand der Öku-mene stehen die Pisangs, wiegen und weibern empirisch, historisch und syntaktisch – Schluß! – Weltenwende! – Kapelle! – Tusch!! Ein Schuft, wer noch funktionell! Ein Stiefel, wer sich noch gruppiert, von der Styx bis zur Ancre! Ein Mungo, wer noch linear lebt –: ich schwelle knotig.

... Ist das Ihr Glaube, daß Sie, frei gesagt, Ihre regionären Lymphdrüsen in Erfah-rungszusammenhänge von mir einstellen lassen wollen? ...Was sind wir denn: Ne' unbe-wußte Samenblase rechts und links im After, aber die Schnauze munkelt! Höhentrieb! Ent-weichung. – –

In dieser Tonart geht es auf neunzehn Seiten weiter, Leser! Neunzehn Seiten! Zum Schluß heißt es: Kitsch! Holder Wahnsinn! Neo-Kreta! Alles orphisch. – Doch da lurcht Schilfgetier: Herbei, mein Jagdzug: An meine Knie, süßer Triton: Zwei Zahnreihen, starr und klaffend – Kiefer und Gegenkiefer, geliebte, stumme – – Für den Irrenarzt sind solche Geisteserzeugnisse nichts Neues, doch daß sie in einer Monatsschrift veröffentlicht wur-den, die René Schickele – der Verfasser von „Hans im Schnakenloch“ – herausgibt, das ist auch ein betrübendes Zeichen der Zeit!

Uns ekelt vor einer Speise, die mit schmutzigen Händen bereitet worden ist, sollte es uns auch nicht mit Ekel und Abscheu erfüllen, wenn jemand die Muttersprache, das heiligste Volksgut, schändet?

„Ein Volk, sagt Friedrich Ludwig Jahn, das seine eigene Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne ver-wiesen.“

Wie lange noch soll es beim alten Schlendrian bleiben?

### Nr. 2

Thoma, Ludwig: *Die deutsche Muttersprache*, in „Der Sammler“ vom 10.01.1918, S. 1

Gegen „Sprachverderber und Schwätzer“ richtet sich ein Weckruf von Dr. Vorberg, der dieser Tage in München bei Joseph Mayinger erschienen ist.

Die Broschüre wendet sich gegen Gefahren, die unserer Sprache von Seiten der fremdartigen, galizischen Schriftsteller und Journalisten drohen und die gar nicht über-schätzt werden können.

In den ersten Monaten des Krieges machte man Jagd auf jedes französische und englische Wort, das geschäftliche Fremdtümelei bei uns eingeschmuggelt hatte. Der Coif-feur und die Manicure änderten ihre Aushängeschilder; die Grand-Hotels und Hotels du Nord, Astoria, Bristol, Terminus, [...] u. a. blieben zwar Hotels, doch hing man ihnen deut-sche Namen an. Die Restaurationen hingegen wurden Gaststätten, die Sauce wurde Tunke

oder Brühe, das Roastbeef ein Rinderbraten und die Maccaroni verwandelten sich in „Treubruchnudeln“.

Aber indes ein löblicher, nicht immer ernsthaft zu nehmender Eifer diese Sprachreinigungen betrieb, verhielt man sich untätig gegen die Abscheu erregende Verwilderung unseres Erbgutes, die immer weiter um sich greift.

Gewiß gibt es recht unnötige Fremdwörter und ihr Gebrauch verrät denkfaule Gleichgültigkeit; daneben sind manche in der Umgangssprache, sehr viele in der Gelehrtensprache notwendig geworden, wieder andere haben das Heimatrecht erworben, alle aber entstammen europäischen Kultursprachen, drücken einen vollgültigen Begriff aus und zersetzen weder unsere Sprache noch unsere Gedanken. Das aber, was neuerdings bei uns geschieht, führt zur Vernichtung unseres Sprachgefühles, zerstört eine ehrwürdige Ordnung, verunreinigt unsere Sprache und verpestet unser Schrifttum durch Liederlichkeit des Ausdruckes, wie des Gedankens.

Der Krankheitsherd ist die Zeitung.

Fast alle deutschen Sprachdummheiten, die Wustmann gegeißelt hat, sind Verwüstungen, die durch die Tagespresse angerichtet worden sind.

Heute müßte Wustmann das vielfache an Verbrechen feststellen, heute sind wir soweit gekommen, daß der kleine Geschäftsmann wie der Großkaufmann, der Handwerker wie der Beamte über die einfachsten Regeln im unklaren sein kann.

Der Schmock aber und der sogenannte Dichter haben ein Kauderwelsch erfunden, das einer Gaunersprache ähnelt, mit unserer Muttersprache jedoch nichts mehr gemein hat.

Man muß wissen, wie strenge Franzosen und Engländer über die Reinheit ihrer Sprache wachen, um zu verstehen, was wir uns von den Halbasiaten bieten lassen.

Es ist nicht übertrieben, wenn wir heute sagen, daß es für viele Zeitungen und die durch sie verwirrten Leser keine deutsche Grammatik mehr gibt. Als der Journalist Witkowski, genannt Harden in seiner „Zukunft“ aus Mangel an Sprachgefühl die größten Schnitzer machte, als er sich wie ein unbegabter Schuljunge gegen die Regeln der Deklination versündigte, als er späterhin Worte umbildete und abschnitt und Aufsätze schrieb, die sich lesen wie Aufzeichnungen eines Tarnopoler Schätzchens, da lächelte man noch.

Man übersah, daß auch die auffallende Gemeinschaft immer noch auffallend und darum nachahmenswert für Schmocks sein mußte, die in ihrem Krotoschiner Unterbewußtsein vor der deutschen Sprache keine Ehrfurcht hegen konnten.

Aber auch das Anpassungsvermögen – um mit Harden, dem das „s“ fehlt, zu schreiben – des Zeitungen lesenden Volkes ist erstaunlich groß.

Aus den Inseraten, aus den Auslagefenstern, vom Geschäftsschilder herunter grinst uns die galizische Sprachverhunzung entgegen und gäbe es eine deutsche Akademie, der wie der französischen, die Erhaltung der Sprache obläge, dann hätte sie einen Augiasstall zu reinigen.

Wir haben keine Akademie, aber wir haben „geistige Führer“ aus den Ländern östlich der Weichsel, die ihre Unfähigkeiten hinter neuen Wortverbildungen verstecken. Sie machen Hauptwörter zu Zeitwörtern, deklinieren falsch, vermengen die Konstruktionen und machen jeden Fehler, der zu machen ist. Man lese einmal prüfend eine Seite der sogenannten Novelle „Meta“ von Sternheim und frage sich, welche Entschädigung für die Unsumme von Sprachverhunzung das erfindungsarme, platte Machwerk bieten soll.

Aber ein anderer Krotoschiner lobt es in einem Weltblatt über den Schellenkönig, denn preist der Warschauer den Sternheimer, dann preist der Sternheimer den Warschauer. Nicht einer von diesen Dichtern würde in Krakau oder in Lodz Reporter einer polnischen Zeitung werden können, denn das Polnische muß man beherrschen.

Deswegen siedeln die Klugen nach Deutschland über und werden geistige Führer. Sie haben recht.

Nur wir sind im Unrecht, weil wir uns diese Seuche gefallen lassen. Weil es bei uns Lettern und Druckerschwärze und Papier gibt für solche Gedichte:

### **Feuertaufe**

Der Körper schrumpft den weiten Rock  
Der Kopf verkriecht die Beine  
Erschrecken  
Würgt die Flinte  
Aengste knattern  
Knattern schrillen  
Knattern hieben  
Knattern stolpern.

-----

Wollen äugt  
Und  
Stahler Blick  
Schnellt  
Streck  
Das  
Schicksal.

Das stand im „Sturm“. Die „Aktion“ bringt das gleiche. Noch Gemeineres bieten die „Weißen Blätter“, die als Organ der Drückeberger in der Schweiz erscheinen.

Ein organisiertes Schandschrifttum zur Versauung der deutschen Sprache. Apollo könnte diese Marsyassee nicht schinden,<sup>114</sup> weil er sie nicht anrühren möchte.

Aber irgendwie müsste man sie mißhandeln, bis sie Aengste knatterten oder Knat-tern stolperten.

### **Nr. 3**

*Dr. Zeller [d. i. Bernhard Zeller]: „Das Unaufhörliche“, Oratorium von P. Hindemith. Westdeutsche Erstaufführung durch den Dortmunder Musikverein. In: Tremonia: westdeutsche Volkszeitung. Dortmund, Lensing vom 30.11.1931*

Das Unaufhörliche, dessen gedankenlyrische Ausspinnungen Gottfried Benn zum Gegenstand eines dreiteiligen Oratoriums macht, ist die ewige Vergänglichkeit aller Dinge. Vergehens sucht der Mensch sich zu überwinden, aber auch Wissenschaft, Kunst, Liebe, Religionen sind dem Wechsel unterworfen. Die Lösung wird am Schluß des dritten Teiles versucht. Das Ringende geht in die Schöpfung ein, „das Einsame, das Stille, das allein die alten Mächte fühlt, die uns begleiten – und dieser Mensch (?) wird unaufhörlich sein!“ Das ist sehr unklar, wie auch manche andern mystischen Erörterungen in diesem sprachlich oft schönen, gelegentlich mit zeitbewußt gewollten Banalitäten erfüllten Text, der durch sein Nebeneinander von Stimmungen, durch geschickten Wechsel von Einzel- und Kollektivbetrachtungen dem Komponisten entschieden entgegenkommt.

Hindemith, dessen Vokalmusik in der Oper und in a-cappella-Chören schon oft auf-  
lauschen ließ wegen ihrer satztechnischen Könnerschaft hat nun auch ein abendfüllendes Oratorium geschaffen, wobei man natürlich das Wort „Oratorium“ im weitesten Sinne

---

<sup>114</sup> Marsyassee = Plural von Marsyas, diesem wurde von Apoll die Haut abgezogen.



fassen muß. Er ist, wie schon der Aufriß und die formale Bändigung dieses Vergänglichkeithymnus aufweist, ein Konstrukteur ersten Ranges. Das spürt man schon im ersten Chor, der nach der Prägung des „großen Gesetzes“ auf mächtigem Orgelpunkt breite Melodiebögen ausspannt, eine kunstvoll gebaute Fuge hineinzimmert, und nach einem gehalteneren Satz in wuchtigen Rhythmen das Gesetz des Unaufhörlichen in mächtiger Steigerung eines drängenden Melos verkündet. Nr. 3, Baßsolo mit Männerchor, ein keck hingeworfener Foxtrott, zieht unbekümmert grelle Theatereffekte heran. In dem über Quartparallelen wandernden „verlaßne Scharen“ wird die Stimmung der „mondlosen Welten“ eingefangen, parodistischen Einschlag hat der Götterchor mit den fugierten Drachenfüßen. Mit das Beste in der Erfindung und zugleich Einfühlung in die Textsituation bringt das Finale des zweiten Teils, in dem die Elegie der enttäuschten, zerrissenen Menschen einen dissonanten Ausdruck findet, der bei dem heutigen Menschen unbedingt Widerhall finden muß, insofern er diese Musik nicht grundsätzlich ablehnt. Und der grandios aufgebaute Schlußchor, in welchem über dem Ensemble von Chor und Soli noch ein Knabenchor (Vorbild Bach) seine Verkündigung in strengen Linien, gewonnen aus dem Gesetzes-thema hinzugesellt, rettet den dritten Teil, der eigentlich nichts Neues bringt und den Komponisten verurteilt, eine materialistische Auffassung zu vertonen, wobei Hindemith den Mangel an Inspiration durch sein quellendes Musikantentum ersetzen muß.

Aber in den Sopransoli schwingt doch ein Gefühlserlebnis mit, und dieses verpönte Wort „Gefühl“, aus dem heraus der Komponist Zart-Mystisches, weltabgewandt Besinnliches in warme Melismen der Stimmen gießt, zeigt den selbst im Wandel begriffenen Hindemith auf dem Wege zu den wahren Quellen der Musik zu steigen, aus denen heraus die Musik Tonsprache und Gefühlsausdruck wird. Pfitznerklänge und Erinnerungen an Mahlers „Lied von der Erde“ erwachen, wenn man diese kammermusikalisch fein untermalten Lyrismen hört. Daß der Parodist seine kecken Rhythmen, wie wir sie aus der Oper „Neues vom Tage“ kennen, springen läßt, wobei er gelegentlich, wie in der Relativistensatire langweilig wird, das belebt das Zeitgewollte, ohne es zu vertiefen. Wie geschraubt ist das Tenorlied „Lebewohl den frühen Tagen.“

Ohne Zweifel ein Interessantes, künstlerisch ehrliches Werk, das in kompositionstechnischer Hinsicht bedeutend ist. Aber wird es eine (relativ) bleibende Lebenskraft haben? Nein. Weder trägt ein allgemein verständlicher Text, eine zum Miterleben zwingende Musik, noch hat die Musik die Kraft, Kulturbindungen zu schaffen, sie bleibt Angelegenheit einer polyphon erzogenen die heutigen Strömungen verfolgenden kleineren Schar Musikinteressierter. Ein solches Oratorium kann nie volkstümlich werden. Vielleicht kristallisiert sich etwas Neues heraus. Verschmelzungen zwischen neuer Musik und der in Acht und Bann getanen Romantik. Spürt man doch die Brücke in diesem neuen Hindemith selbst, die wir frei von Rückständigkeit, aber doch voller Hoffnung, aus der entseelten Musik wieder zum Erlebnis zu kommen, frohen Mutes beschreiten.

Daß sich Wilhelm Sieben ehrlich für das Werk einsetzte und in dem Musikverein einen starken Mithelfer fand, fordert Anerkennung und Dank für die mutige Tat. Wenn Hindemith sangbar geschrieben hat, so ist sein Melos doch ungleich schwerer auszuführen als eine Händelstimme. Jeder Sänger muß die ungewöhnlichsten Intervalle singen können. Diese musikalische Sicherheit befähigte den Chor, das Partiturbild getreulich zu verwirklichen, durch den Ausgleich der Stimmen war es möglich, harmonische Kühnheiten, die sich aus der linearen Arbeit ergeben, nicht zu Zerrbildern atonaler Ausschweifungen zu machen, die übrigens Hindemith nach seiner Mauserung überwunden hat. Sieben hielt sich dynamisch und agogisch, abgesehen von einigen Willkürlichkeiten, streng an die Partitur und erzielte in den großangelegten Chorsätzen prächtige Steigerungen im Verein mit dem Orchester, dessen farbige Instrumentierung oft aufhorchen ließ. Im Schlußchor überzog die Trompete zu stark den Knabenchor, das Geflecht der Mittelstimmen war nicht

klar, offenbar lagen Ermüdungsmomente vor. Allgemein hätte der Tenor stärker besetzt sein müssen. Glänzend hielt sich, alle Klippen überwindend, der oft hochliegende Sopran. Warm und zuverlässig der Alt, wuchtig der Baß. Mitunter wäre in mystischen Stellen noch mehr piano am Platz gewesen. Aber alles in allem: eine prächtige Leistung des Musikvereins, der auch mehreren bekannten anwesenden Dirigenten aus Westdeutschland sehr gefallen hat. Von den Solisten sei in erster Linie die aus ihrer früheren Tätigkeit an der hiesigen Oper noch in bester Erinnerung stehende Jenny von Thillot genannt, die ihren Part mit starker Tonbindung und vornehmer Gestaltung sang. Jo[...] Witt, den musikalisch sattelfesten Interpreten neuzeitlicher Lyrik, hatten wir in der Mittellage schon weicher, in der Höhe strahlender gehört. Eindrucksvoll der kultivierte Baßbariton Ewald Kaldeweier. Ein Extralob noch dem wackeren Knabenchor der Karlschule, der ohne das „große Gesetz“ der Wandlung zu verstehen, die Substanz, die Reinheit der Stimme wahrte.

Stürmischer Beifall rief schließlich Wilhelm Sieben hervor, der sich für eine Sache eingesetzt hat, die wert ist, weiter gehört zu werden, nachdem Berlin und Dortmund dem neuen Werk den Weg bereitet haben. Dr. Zeller

#### **Nr. 4**

*Theo Schäfer in: Die Musik am 04.01.1932*

Dortmund: Die Westdeutsche Erstaufführung des Oratoriums "Das Unaufhörliche" von Paul Hindemith als Städtisches Chorkonzert hinterließ recht zwiespältige Eindrücke. Der Text von Gottfried Benn ist expressionistisch geartet, von Pessimismus und Reflexion überwuchert und stellt mit wenig plastischen, vielfach unpoetischen Mitteln eine Art Geschichte der Menschheit auf. Das "Unaufhörliche" soll, im Anschluß an eine Einführung, etwa wie eine Umgestaltung des alten Worts von Heraklit (450 v. Chr.) "Alles fließt" darstellen. Die Musik zu der oft sehr unklaren "Dichtung" ist merkwürdig akademisch und nicht immer klangschön geartet; vieles scheint gegen die Stimmen geschrieben. Doch sind die Soli ansprechender als die Chöre, die zum Teil verdoppelt und zuletzt mit Knabenchor in ungefähr Bachscher Art (mit Trompetenunterstützung) gehalten sind. Die große Mühe unter W. Siebens Leitung, die in allen Teilen anzuerkennen war, fand ehrlichen Achtungserfolg. Die stimmbegabten tüchtigen Solisten waren Jenny von Thillot (Sopran), Joseph Witt (Tenor) und Ewald Kaldeweier (Baß). –

#### **Nr. 5**

*Anonym: Paul Hindemith: Das Unaufhörliche Westdeutsche Erstaufführung, in: „Generalanzeiger für das gesamte rheinisch-westfälische Industriegebiet“ vom 30.11.1931, 1. Blatt, S. 5*

Eine Woche nach der Berliner Uraufführung durch den Philharmonischen Chor und das Philharmonische Orchester unter Otto Klemperers Leitung hielt P. Hindemiths Oratorium „Das Unaufhörliche“ für gemischten Chor, Knabenchor, Soli und Orchester als westdeutsche Erstaufführung im Rahmen der Städtischen Chorkonzerte einen Einzug bei uns in Dortmund. Der Name des Komponisten, seine exponierte Stellung im heutigen Musikleben, die Wahl von Stoff und Form des neuen Werkes, alles dies trug begreiflicherweise dazu bei, das allgemeine Interesse mächtig anzuregen. So sah denn der alte, mittlerweile fast ehrwürdig gewordene Fredenbaumsaal neben den kundigen einheimischen Konzertbesuchern manche auswärtige Zuhörer, unter ihnen viele Leute vom Fach, Dirigenten und Musiker, die das durch die Berliner Presse in vielfältigem Chorus in die „Provinz“

hinausgetragene Urteil über den „allerneuesten“ Hindemith nachprüfen wollten, um so zu einer eigenen Ansicht über Werk und Wirkung des Werkes zu gelangen.

Zum Bundesgenossen hat der Musiker Hindemith diesmal den Dichter Gottfried Benn gewonnen, der die Abfassung seines Oratorientextes von philosophischen Erwägungen ausging und sich damit der Poesie aller Oratorienkunst näherte, wie sie uns in dem Allegorien-Oratorium Cavalieris „Rappresentatione di anima et di corpo“ und dem daran anknüpfenden Händel-Oratorium ‚Trionfo del tempo‘, die beide abstrakte Begriffe personifizieren, erhalten geblieben sind. In Lichte dieser historischen Vorbilder betrachtet, verlieren die Grundhaltung des neuen Werkes und sein Titel für uns Gegenwartsmenschen, die wir noch stark unter dem Einflusse der biblischen Heldengestalten der Händel-Oratorien stehen, das für den ersten Augenblick Befremdende des Vorwurfs. Eine andere Frage nämlich ist es, wie diese Grundidee dem allgemeinen Verständnis nahegebracht wird. Das „Unaufhörliche“ ist im Sinne des Dichters das ewig Fließende wie es schon der griechische Philosophen Heraklit in seinem bekannten „Panta rhei“ zum Ausdruck gebracht hat; es ist die Jahrtausende alte Wahrheit der Umwandlung aller Werte, der sich Liebe, Wissenschaft, Kunst und selbst die Götter beugen müssen. Benn nennt es gleich zu Beginn seiner Dichtung das „große Gesetz“. Immer kehrt dieser Grundgedanke wieder, besonders deutlich, wenn auf die Fortschritte moderner Wissenschaft, Technik, auf Kunst und Religion hingewiesen wird. „Schmeckt ihr den Becher Nichts, den dunklen Trank?“, klingt es den Menschen von heute unerbittlich entgegen. So überschattet ein dunkler Pessimismus das Wort des Dichters, und er wird wenig erhellt durch den am Schluß aufleuchtenden Gedanken, daß nur „das Ringende, von dem die Glücke sinken, das Schmerzliche, um das Schatten wehn“ in die Schöpfung eingehen, daß Menschen solcher Art unaufhörlich sein werden.

Die Sprache Benns weist mit Ausnahme jener Textabschnitte, die als Kennzeichnung der Geistesverfassung unserer Zeit bewußt parodistisch-satirisch eingestellt sind, manche dichterische Schönheiten auf und ist des öfteren von großer unmittelbar bildhafter Ausdruckskraft, so z. B. wenn es heißt: „Menschen sind Asche, Asche an Flüssen, wehn und wandern an heiliger Flut; ein Feuer brennt sie, ein Name nennt sie, der tief im Sein der ewigen Schöpfung ruht.“ Demgegenüber begegnet man aber auch Stellen, mit denen in ihrer mystisch-symbolistischen Nebelhaftigkeit der Leser oder Hörer bei allem Bemühen, zum Begriff vorzudringen, kaum etwas anzufangen weiß. Wir greifen als Beispiel die Anfangsworte des Oratoriums heraus: „Das Unaufhörliche mit Tag und Nacht ernährt und spielt es sich von Meer zu Meer, mondlose Wolken überfrüht, hinan, hinab.“ Das erinnert an jene glücklich überwundene Zeit, in welcher derartige Sprachkünsteleien noch höher im Kurse standen als es heute der Fall ist. Fehlt so der Dichtung als Ganzes die stets überzeugende sprachliche Fassung, so bietet sie andererseits in ihrer geschickten Gesamtanlage, ihrer übersichtlich dreiteiligen Gliederung einem Tondichter doch eine geeignete Unterlage für musikalisches Schaffen. Diese Vorteile hat der Komponist gut auszunutzen verstanden.

Wenn Hindemiths neuzeitliches Oratorium von Berlin aus seinen Weg durch die deutschen Konzertsäle und weiter darüber hinaus machen wird – und das wird unseres Erachtens geschehen – so kann sich der Dichter bei seinem „Kollegen von der anderen Fakultät“ dafür bedanken. Er hat dem Werk künstlerische Werte verliehen, die es vor dem Eintagsfliegen-Dasein so mancher anderen modernen Werke bewahren und ihm eine längere Lebensdauer sichern. Jedenfalls verdient es allein schon angesichts der Produktionsarmut unserer Tage gerade auf dem Gebiete des Oratoriums dieses heute doppelt beneidenswerte Schicksal. Die Leiter großer Chorvereine haben hier wieder einmal etwas, was sie – und auch viele Hörer – intensiver zu fesseln vermag. Damit soll dem Werke nach musikalischer Richtung hin kein Generallob gespendet werden, denn es hat neben vielen

Vorzügen auch seine Schwächen, Schwächen allerdings, deren letzter und tiefster Grund in unserer Zeit und deren inneren Zerrissenheit zu suchen ist. Oratorienkunst im idealen Sinne des Wortes ist eine Kunst, die vor allem ein Gemeinschaftsgefühl, starke innere Bindung an eine weiteste Volkskreise durchdringende Weltanschauung voraussetzt. Nur auf dem Boden einer solchen geistigen Einheit, einer weitgehenden seelischen Übereinstimmung zwischen dem Schaffenden und dem zur Aufnahme bereiten „Volke“ kann sie gedeihen und sich zur vollen Blüte entfalten. Diese Voraussetzungen fehlen unserer Zeit und damit auch unsern musikalisch Schaffenden als Kindern derselben Zeit. Hindemiths Oratorium zeigt deutliche Spuren solcher fehlenden Harmonie einer in ihrem ganzen Wesen aufgewühlten Gegenwart. Wie läßt er doch selbst durch seinen Dichter verkünden: „Dunkle Stunde der Welt zerfallnes Heute.“

Allein hierüber hinaus findet man in dem neuen Werke so viel Wertvolles, daß man durchaus berechtigt ist, ihm für die Zukunft ein günstiges Horoskop zu stellen. Hindemiths Bestreben zielt in seinem Oratorium offensichtlich darauf hin, die Kluft, die sich zwischen moderner Musik und einem großen Teil des Volkes bedenklich weit aufgetan hat, in engerem Anschluß an die Tradition und zwar ohne Aufgabe seiner Eigenart zu überbrücken. In diesem Werke ist manches – nicht alles – dem Verständnis und der Aufnahmefähigkeit des Durchschnittshörers erheblich genähert, die Entwicklung der Hauptgedanken (die sich hier bereits als Keime im ersten Chorsatz vorfinden) ist einheitlicher, musikalisch-logisch überzeugender, die Harmonik trotz immer noch mancher Kühnheiten und konsequent durchgeführten Härten doch klarer geworden, als es in früheren Werken dieses Neutöners der Fall war. Dazu tritt eine Wandlung des Formalisten Hindemith, der als Musikant von Gottes Gnaden bisher sein besonderes Vergnügen an Musik als „tönend bewegter Form“ hatte, zum wärmeren Bekenner der Musik als Ausdruckskunst. In keinem der vorausgegangenen größeren Werke ist diese Seite seines Schaffens so scharf hervorgetreten, wie im neuen Oratorium, namentlich in einigen seiner Chorsätze und den rein lyrischen Partien. Der Hörer findet jetzt wieder innere Beziehungen, die ihm früher über der Bewunderung für die leichte Handhabung alles Kompositionstechnischen oft nicht kommen wollten, zur Kunst eines in der Jetztzeit führenden schöpferischen Musikers. Soll man nach diesem grundsätzlich Wesentlichen des neuen Werkes noch über Einzelheiten eingehend sprechen? Über den kunstvollen Aufbau der mit großem kontrastpunctischen Können gearbeiteten Chöre? Die Vielseitigkeit alles Rhythmischen, die charakteristische Färbung des Orchesterparts, die an Bach genährte Art des Satztechnischen? Nicht alles in dem Werke ist von gleicher Frische und Unmittelbarkeit der Erfindung, nicht überall gehen Dichterwort und Tonsubstanz restlos in einander auf, aber alles ist mit gleicher Ueberlegenheit in der Beherrschung der kompositionstechnischen Mittel aus- und durchgeführt.

Die heutige Aufführung des neuen Werkes war in Anbetracht der ganz außergewöhnlich hohen Ansprüche, die hier gestellt werden, besonderer Anerkennung wert. Alle – Chor, Solisten und Orchester, an ihrer Spitze der städtische Musikdirektor W. Sieben [...] Und nun zum Schluß noch eins: Hindemith und sein Dichter haben uns das Lied des Pessimismus mit seinem Leitmotiv „Vanitas vanitatum“ gesungen. Wer wird uns nach ihnen das Hohelied eines lebensbejahenden starken Optimismus in einem anderen großen Chorwerk schenken, jenes Optimismus, der uns aus Beethovens fünfter Sinfonie so heldenhaft befreiend entgegenklingt? Wir können ihn heutzutage mehr denn je gebrauchen, denn nur er ruft allen Gewalten zum Trotz die Arme der Götter herbei. Wir warten auf ein solches neuzeitliches Wort. ff.

## Nr. 6

Anonym im „Berliner Tageblatt“ vom 07.05.1933, 3. Beiblatt S. 1

### Die Bibliothek der Zukunft

#### Schwarze Listen und neue Vorschläge

An den öffentlichen Bibliotheken der Stadt Berlin hat eine Aktion gegen die kommunistische, marxistische und jüdische Literatur begonnen. Es ist eine Liste von Büchern aufgestellt worden, die ausgemerzt und öffentlich verbrannt werden sollen. Dabei dürften die Gesichtspunkte, unter denen die schwarze Liste aufgestellt worden ist, nicht weniger bemerkenswert sein als das Schauspiel einer Bücherverbrennung.

Zunächst wird gegenüber dem Einwand, dass viele von den auszumerkenden Werken zur Weiterbildung der Leser dienen, die Erklärung abgegeben: zu Lehrzwecken stehe die Staatsbibliothek zur Verfügung. Ob allerdings die Staatsbibliothek, die ohnehin überlastet ist, infolge dieser Säuberungsaktion in den städtischen Büchereien noch mehr in Anspruch genommen werden wird, das ist jetzt noch nicht zu beurteilen.

Natürlich stehen auf der schwarzen Liste alle die kommunistischen Bücher von Marx bis Lenin und die gesamte Sowjetliteratur. Die Liste der belletristischen Werke beginnt dann mit Schalom Asch und schließt mit Stefan Zweig. Von Heinrich Mann ist ein Band Novellen ausgenommen, die in Italien spielen. Von Ludwig Renn ist der Kriegsroman ausgenommen. Bei den jüdischen Autoren wird einerseits nach dem politischen, andererseits nach dem Rassegesichtspunkt vorgegangen, und es ist nicht ganz klar, welcher Standpunkt gewahrt wird. So sollen die Bücher Alfred Döblins verbrannt werden, sein „Wallenstein“ wird aber ausdrücklich ausgenommen. Auf dieser Liste befinden sich durchaus nicht alle jüdischen Schriftsteller, aber ob da beispielsweise Rudolf Borchard fehlt, weil er politisch rechts steht, ist nicht ersichtlich. Auf der Liste aber befindet sich der Name Kurt Pinthus, obwohl sich in den Bibliotheken wohl nur die von Pinthus herausgegebene „Menschheitsdämmerung“ befindet, eine Anthologie, in der Gottfried Benn, Heynicke und all die im Kriege gefallenen deutschen Dichter nicht weniger vertreten sind und also mitbetroffen werden als die anderen. [...]

## Nr. 7

*Blick in die Zeit: Pressestimmen des In- und Auslandes zu Politik, Wirtschaft und Kultur. Prof. Theodor Haering, Tübingen: Der Geist als Sündenbock, wider die Verächter des Intellekts. 3. 1935, Nr. 12 vom 22. 03. 1935, S. 13 (Berliner Tageblatt)*

„Hand aus Herz, was bleibt denn eigentlich übrig von dem Führergedanken, was von dem Gedanken der freien Persönlichkeit, was von dem Ideal der Ehre oder vor allem auch des Kampfes, wie sie gerade der Nationalsozialismus will und erstrebt, wenn man das Geistige in diesem unserem genau festgestellten Sinne aus dem Menschen wirklich streichen will? In einem nur noch seelisch-naturhaft gedachten Menschentypus gibt es den deutschen Führer und das Ideal des frei sich dem freien Führer und seiner Idee unterordnenden Geführten (oder besser: Gefolgsmannes) nicht mehr. Nicht mehr die doch gerade im Gegensatz zu dem bloß mechanistisch-atomistischen, naturhaften Begriff des marxistischen „Individuums“ stehende freie „Individualität“ und Persönlichkeit, wie sie allein auch eine „Ehre“ im nationalsozialistischen Sinne besitzen kann, wo sie das hohe Bewußtsein des Selbstwertes einer Persönlichkeit bedeutet, die sich ganz und frei dem Werk des Führers zur Verfügung gestellt hat. Und wie soll es jenen „Kampf“ im hohen Sinne geben können, wenn er nicht ein Kampf freier Männer für ein frei erwähltes Ziel ist?

Alle diese heute so besonders gepriesenen Ideale, mag man sie nun arisch oder germanisch oder deutsch nennen, sind nur innerhalb der Sphäre des Geistes möglich. Und es ist deshalb fast unbegreiflich, wie zu Anfang des Umschwunges manche Kämpfer desselben gerade in einer Philosophie wie der von Klages die zu ihnen passende Philosophie finden und unterstützen zu sollen glaubten: eine Philosophie also, welche ausgerechnet diejenige Komponente aus dem menschlichen Wesen und Leben wieder ausmerzen will, welche alle jene Ideale schlechthin erst möglich macht. ...

Warum wollen wir durch Schlagworte, die der Sache nicht entsprechen, die Ehrfurcht gerade vor dem ertönen, was wir am nötigsten haben? Man kann nicht einen neuen Geist schaffen, wenn man vorher das Vertrauen zum Geist überhaupt und die Verehrung für seine Diener totgeschlagen hat. Warum vor allem wollen wir Schlagworte im Munde führen, die uns zu Mitkämpfern verhelfen, die in der Tat gegen den Geist und den Intellekt und gegen die Stände, die ihm besonders dienen, Sturm laufen und so dem Geist, den wir brauchen und haben möchten, oft so schnurstracks zuwider sind.

Der Nationalsozialismus braucht den Geist und den Intellekt, ja, gerade auch einen Intellekt, der alles, die ganze Welt, die materielle wie die geistige, nur so sehen will, wie sie ist, ganz „nüchtern und objektiv“, d. h. nicht bloß so, wie wir sie vielleicht gerne hätten; denn nur der, der die Welt sieht, wie sie ist, kann sie auch seinen Zielen, seinem Geist wirklich unterwerfen. Darum weg mit jenen tönenden und tötenden Schlagworten vom Kampf gegen Geist und Intellekt als Widersachern der Seele, des Lebens und des Nationalsozialismus! Kampf vielmehr bis aus äußerste gegen alle angeblichen Widersacher des Geistes und Intellekts, weil sie Widersacher jedes höheren Menschentums und Vernebler jeder wirklich menschlichen und darum auch deutschen Zukunft sind!“

– Man muß sich das einmal vorstellen Gottfried Benn, Kunst und Macht. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin –

„Wer Intellektualismus weiter in dem kleinbürgerlichen Sinn ansieht, wird sowohl lächerlich, wie geschichtlich ausgeschaltet werden. Es ist hauptsächlich die bürgerliche Literatur, die hieran versteckt oder offen mitarbeitet, diese prima Epiker, Anekdotenschnurrer, Balladenbarden, notorische Nachspieler, stigmatisierte zweite Besetzung, Chargenkomiiker für Gartenlokale, getarnter neuer Staat, in Wirklichkeit die stupiden alten Herren-: Mittelstand als Vampirismus. Am liebsten möchten sie alles, was überhaupt noch seine Anschauungen in prägnante Formen bringt, Formeln, die das Gemeinte unverwechselbar und schonungslos ausdrücken, was gleichbedeutend ist mit: es nachprüfbar, diskussionsfähig, geschichtsfähig machen, als fremdstämmig, unrassisch, undeutsch denunzieren; schon der Drang zur Form, das ist mediterran; Klarheit widernatürlich; Begriffsleben unreligiös; am liebsten würden sie eine Notverordnung für Deutschland sehen: Denken ist zynisch, es findet hauptsächlich in Berlin statt, an seiner Stelle wird das Weserlied empfohlen.

Man muss sich das einmal vorstellen: da sitzt also jemand und kann sich etwas abdestillieren, geistig, bei bürgerlicher Lebenshaltung und hinter verschlossenen Türen, Obstbäume vorm Fenster und Filz um die Telephonglocke, daß sie nicht schrillt. Mehrere Jahrzehnte, die Holz- und Faserindustrie nimmt es ab, bei Geburtstagen wird dann dem Volk eingeredet, das sei sein Fleisch und Blut, unter geistigen Drohungen und Unverständlichkeitserklärungen. Hauptsache, es ist in Kapitel eingeteilt; bleibt einiges dunkel: Schriftsteller die ihrem Weltbild sprachlich nicht gewachsen sind, nennt man in Deutschland Seher –, das ist dann kein Markenartikel mehr, sondern weit über den Einzelfall hinaus und fällt schon unter farbenglühend. Das ist die Kunst der bürgerlichen Aera, und wenn man das abgestanden findet, dann ist man ein Intellektualist.“

## Nr. 8

*Die Wahrheit: freies deutsches Wochenblatt, 26.01.1918, S. 3*

Pfui Teufel!

In seinem sehr lesenswerten Büchlein „Sprachverderber und Schwätzer“ (München bei Josef Mayingen) gibt Dr. Vorberg ungemein reizvolle Proben aus dem Juwelenschrein allerneuester auch deutscher Zeitungsschreiberei. Vorberg sagt u. a.: Was soll man aber zu einem deutschen – Dichter sagen, Augustus, (der Erhabene!) Schmehl (Schmuhl? Die Schriftleitung.) genannt, der in unerträglichem Kauderwelsch in einem „Weltblatt“ (der „Frankfurter Zeitung“) vor unseren Feinden auf dem Bauch rutscht. Der Herr plaudert von seinen Abenden, die er in dem Schweizer Kurort Kandersteg verlebt. Er kennt nur Silhouette, Konturen der Berge, Dekor der Häuser. Er entdeckt einen Saal 18me siècle mit Pastellportraits au fond; galante Abenteuer ohne Zahl de jadis gibt's da zu sehen. Im „Eßsalon“ werden – natürlich nach dem Menu – Brisolettes aufgetragen, auch ist ein petit vin pétillant zu haben. Die Hühner brüten mit dem „Air einer selbstbewußten Prüderie“, einem alten Herrn aux yeux hagards dagegen entschlüpften Blasphemien. Da gibt es noch eine sehr korrekte Propriétaire, eine Madame mit einem aimablen Troß von Kammerzofen – ein impassibles Gefolge – einen Doktor von superiorer Art u. a. m.

Aber es kommt noch besser!

„Nach Tisch kommen von Bühlabad die französischen Internierten, die mitten in unsere Bedachtheit eine Note von geräuschvoller Eleganz hineinsäen, die verführt, verlockt.... Eine leichte Frivolität erfüllt uns... Die französischen Internierten fallen Schmehl „gleich durch ihre schnelle, sichere Grazie auf.“ „Das Rot der Hosen und der Mützen ist versöhnlich wie ihr Mut. Und ihre Gesichter finden ihresgleichen nicht auf dieser Erde.“ Der – Dichter selbst wird von den Franzosen als „trop sérieux“ „ein wenig“ belächelt. Dafür erweist er sich dankbar. Der Student gibt mit der feinen schmeichelnden Stimme eines gamin offenbart ihm seine Seele in einer kühnen Haarlocke, die auf der Stirn „eine arabeskenhafte Grazie“ hinzeichnet. Ce Monsieur de Bordeaux ist in „seinen Diskussionen“ „voller, ponderierter“ als der Pariser. Schmehl fühlt sich in einem „aureolenhaften Kreis von Gnade, Glück und Menschentum.“ Eine „säkuläre, feine und würdige Erziehung“ strömt von den Franzosen aus; sie waren selbst dem Feinde gegenüber die „Dehors“... Im Weltkrieg hat es sich zur Genüge gezeigt, wie es mit der „säkulären, feinen und würdigen Erziehung“ der ritterlichen Franzosen bestellt ist. Auf den Erguß jenes Franzosenfreundes, der sich in seiner Fremdtümelei und seiner Verhimmelung des Erbfeindes nicht genug zu tun weiß, gibt es, so meint Vorberg, nur eine deutliche Antwort: Pfui Teufel! ...

\*

## Literaturverzeichnis

Bartels, Adolf: Die deutsche Dichtung der Gegenwart / Die Jüngsten. Leipzig: Haessel, 1921

Abk.: **Bartels** (Zenner, S. 43) (Woodsworth, S. 294)

Benn, Gottfried: Sämtliche Werke: Stuttgarter Ausg. Stuttgart: Klett-Cotta, 1986–2003

Abk.: **SW**

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung. Berlin: Mosse, 1872–1939

Abk.: **BT**

Blei, Franz: Bestiarium Literaricum, das ist: Genaue Beschreibung derer Tiere des Literarischen Deutschlands. München: Ruske, 1920

Abk.: **Blei** (Woodsworth, S. 295)

Blick in die Zeit: Pressestimmen des In- und Auslandes zu Politik, Wirtschaft und Kultur. Berlin-Grunewald, 1933 – 1935

Abk.: **Blick**

Das Deutsche Führerlexikon 1934/1935 / T. 1, 2. Berlin: Stollberg, 1934

Abk.: **Führerlexikon** (Zenner, S. 54)

Der Einzige / Gesellschaft für Individualistische Kultur „Stirnerbund“. Berlin-Wilmersdorf: Verl. „D. Einzige“ Jg. 1.1919; Jg. 3.1921; Jg. 6=F. 2.1923/24 – 7=F. 3.1925; damit Ersch. eingest.

Abk.: **Der Einzige**

Die Entfaltung: Novellen an die Zeit / Krell, Max. Berlin: Ernst Rowohlt Verlag, 1921

Abk.: **Krell 2**

Generalanzeiger für das gesamte rheinisch-westfälische Industriegebiet: Rote Erde. Dortmund: Ruhfus, 1926–1934

Abk.: **Generalanzeiger**

Gottfried Benn, Bibliographie 1910–1956 / von Edgar Lohner. Neu bearb. u. erg. von Timm Zenner. Morsum: Cicero, 1985

Abk.: **Zenner**

Handbuch der Literaturwissenschaft / 2: Deutsche Dichtung von Gottsched bis zur Gegenwart / Oskar Walzel. Wildpark-West: Akad. Verl. Athenaion, 1930

Abk.: **Handbuch** (Zenner, S. 47)

Klabund: Deutsche Literaturgeschichte in einer Stunde: von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart / Klabund. – 2. neu durchges. u. überarb. Aufl. Leipzig: Dürr & Weber, 1921

Abk.: **Klabund**

Knaurs Konversations-Lexikon: A–Z. Berlin: Knaur, 1936

Abk.: **Knaur**



Krell, Max: Über neue Prosa. Berlin: Reiß, 1919  
Abk.: **Krell** (Zenner, S. 42)

Kürschners deutscher Literatur-Kalender. Berlin [u. a.]: de Gruyter  
Abk.: **Kürschners**

Lederer, Moritz: Freund Schmock der Kritikus. Leipzig: Xenien-Verl., 1917  
Abk.: **Lederer**

Menschheits-Dämmerung: Symphonie jüngster Dichtung / Pinthus, Kurt. Berlin: Rowohlt, 1920  
Abk.: **Pinthus** (Zenner, S. 1)

Meyers kleines Lexikon / 1: A-Gelbwurz / 9., gänzl. Neubearb. Aufl. Leipzig: Bibliogr. Inst., 1933  
Abk.: **Kleiner Meyer**

Meyers Lexikon / achte Aufl. in völlig neuer Bearbeitung und Bebilderung. Leipzig: Bibliogr. Inst., 1936–1940  
Abk.: **Meyer**

Die Musik: Monatsschrift. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1901–1942  
Abk.: **Die Musik**

Pan: Wochenschrift / hrsg. von Alfred Kerr. Berlin: Hammerverlag  
Abk.: **Pan**

Preußische Jahrbücher. Berlin: Stilke  
Abk.: **Preußische Jahrbücher** (Zenner, S. 55) (Woodsworth, S. 300)

Reimann, Hans: Die Kloake: ein heikles Lesebuch. München: Wolff, 1920  
Abk.: **Kloake**

München-Augsburger Abendzeitung. – München, Knorr & Hirt; Beil.: Der Sammler: Unterhaltungs- und Literaturbeilage der München-Augsburger Abendzeitung  
Abk.: **Der Sammler**

Sigilla Veri; 1, A bis Deutsche Werke / Kraeger Heinrich. – 2. Aufl. Erfurt: Bodung, 1929  
Abk.: **Sigilla Veri**

Tremonia: westdeutsche Volkszeitung. Dortmund: Lensing  
Abk.: **Tremonia**

Über Gottfried Benn; 1, Kritische Stimmen 1912–1956 / Hillebrand, Bruno. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl., 1987  
Abk.: **Hillebrand**

Vorberg, [Gaston]: Sprachverderber und Schwätzer: Ein Weckruf. München: Mayinger, 1917  
Abk.: **Vorberg**

Die Wahrheit: freies deutsches Wochenblatt. Berlin 1.1905,1 (14. Okt) – 1935  
Abk.: **Wahrheit**

Was wir vom Weltkrieg nicht wissen / Felger, Friedrich. Berlin & Leipzig: Andermann,  
[1929]  
Abk.: **Weltkrieg**

Wer ist's: Zeitgenossenlexikon, enthaltend Biographien und Bibliographien / zsgest. von  
Hermann A. L. Degener. Berlin; Leipzig: Degener 1.1905 – 10.1935  
Abk.: **Wer ist's**

Woodsworth, Patrick Harold: Gottfried Benn im Spiegel der Kritik 1912–1938. – QASQ  
Montreal, McGill Univ., Diss., 1975. – Mikrokopie. Ottawa: National Library of Canada,  
1976.  
Abk.: **Woodsworth**

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Braunschweig: Sprachver., 1886–  
1922  
Abk.: **Zeitschrift Sprachverein**

## Zum Autor



Lutz Tygör, Jahrgang 1959, wohnt mit Frau Sabine, Kindern und Enkeln in Potsdam. Er studierte Bibliothekswissenschaft und wissenschaftliche Information an der „Humboldt-Universität zu Berlin“. Seit 1986 arbeitet er in der Stadt- und Landesbibliothek Potsdam in Verantwortung für die geisteswissenschaftlichen Bestände, aber auch als Betreuer der „Gottfried-Benn-Sammlung“, welche die „Fritz Wüllner Stiftung“ laufend ergänzt und mit weit über 850 Bänden Primär- und Sekundärliteratur von und über Benn die umfangreichste Sammlung in unserer Bibliothekslandschaft darstellt. Neben Veröffentlichungen

zur Potsdamer Bibliotheksgeschichte brachte ihn der Umgang mit der Fülle von Materialien in dieser Spezielsammlung zur Forschung an früher Benn-Rezeption und zu der vorstehenden Veröffentlichung.

### *Dank*

*Für Hinweise zur Ausformung des Essays danke ich meiner Frau Sabine, Herrn Peter Kröger, Berlin, und Herrn Dr. Peter Lingens, Frankfurt am Main.*

*LT*

Alfred Bern.